Manfred Fuhrmann

Roman eines Décadenten

Roman eines Décadenten

von

Manfred Fuhrmann

·Harmonie·
Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst
BERLIN W. 8.

1901

Herrn Geheimen Sanitätsrath

Dr. Konrad Küster

zugeeignet.



Nirwana

Er hatte wieder einmal einen seiner Anfälle. — Langausgestreckt lag er auf seinem Sopha, ohne die Augen zu öffnen, ohne ein Glied zu rühren, ohne die Energie zu besitzen, den lethargischen Halbschlummer abzuschütteln, in den er verfallen war. —

Das waren böse Stunden! —

Mit unheimlicher, ihn selbst fast verwirrender Geschwindigkeit eilten seine Gedanken dahin, raste sein überreizter Geist über Gipfel und Schluchten menschlicher Probleme hinweg — immer weiter, ohne Rast zu finden, ohne je dem kranken Herzen tröstend Labung zu verschaffen.

Er kam sich vor wie der Homunculus, der auf seinem Riesenflieger durch das Weltall segelt — steuerlos — hoffnungslos — wird er jemals wieder festen Anker werfen auf dem Mutterboden dieser Erde? — Wird er jemals wieder Wurzel treiben in dem kindlich-satten, sicheren Erdreich? —

Oder er jagt über eine große, meilenweite Wüste. Stolz strahlend in der Morgensonne leuchtet eines Berges riesige Masse ihm entgegen, dessen Zacken in den Wolken hängen. Er fliegt den Berg hinan, wie von Schwingen gehoben trägt

es ihn höher und immer höher, schon jauchzt sein Fuß dem letzten steilen Grat entgegen, auf dessen Eiskrystalle Sonnenstrahlen scherzend schießen, schon schwelgt sein Geist in der grandiosen Trostlosigkeit dieser eisigen Einsame, schon wähnt er, der Sonne nahe, tief unter sich das irdische Gerümpel, verächtlich blicken zu können auf die biedere, alte Scholle hausbackener Erde, — sein Geist wächst mit der Kolossalität der Natur, die in trotziger Gleichgültigkeit ihn umstarrt, mit der Unendlichkeit des Raumes, den sein brünstiges Auge voll Gier durcheilt — rascher und rasender geht seines Geistes phantastisch-wilder Flug — wie ein Geist aus Orients Märchen durchbricht er sausend des Raumes Fesseln — nur noch wenige, kurze Minuten — und er ist am Ziel! — Und dann ein letzter Sprung! Eine letzte Jagd! Auf Aetherwellen der Sonne entgegen! Entgegen dem Licht! — —

Schon glaubt er gegen die Gewölbe des Himmels, gegen des Weltalls eherne Pfosten zu dröhnen, schon verlangt er drohend Kund und Wissen von den Geistern — da, ein hastiger Fehltritt, ein Schrei des Schmerzes — und lautlos stürzt er hinab, kopfüber in die unendliche Tiefe. — Immer schneller geht es hinab, in immer unwirthlichere Tiefen, dort droht ein Felszack ihn zu spießen, dort droht ein Quader, der mit ihm der Tiefe zustrebt, mit Zermalmung, seltsam tolle Bestien, wie sie sein Auge nie gesehen, mit schopenhauerisch-verwegnen, stygischen Gesichtern und mit scharfen Krallen hacken gierig nach dem seltnen Braten — und unten, dunkel wie die Nacht, da grinst die Tiefe — —

Endlich — ein kleiner Angstschweiß! — und die Gefahr ist vorüber! —

Der Fall war leicht! —

Er befand sich jetzt tief im Innern der Erde, und grub und hämmerte und durchwühlte ihre Eingeweide, hastig, mit übermenschlicher Stärke, immer tiefer und tiefer — und horch! — Da zitterte es schon leise und wie Geisterstimme lockend an sein Ohr! Das klang wie ahnungsvolles Zukunftsraunen, das rauschte wie Harmonien der Sphären — das war der Geister lieblich Rufen, die im Krystallpalast hier wohnten —

das war der Geister heimlich Flüstern — Daseinsworte — Zukunftsdeutung — — Und sein Herz sprang fast vor Klopfen — Wahrheit gebt mir! o ihr Geister! — — Aber es kam keine Antwort — immer schauriger wurde es, immer grausiger — seine wuchtigen Hammerschläge erlahmten — ein Brausen, wie er es nie vernommen, betäubte seine Sinne — das lieblich schmeichelnde Geistergeflüster verwandelte sich in ein sinnverwirrendes Geheul — das rauschte, wie der Chor der Elementargeister — das donnerte und dröhnte, wie wenn das Hebelwerk der Erde sich hier fände — und da saß er nun, das arme Menschlein, in seinem eigenen Gange verschüttet, abgeschlossen von aller Welt — und kam nicht vorwärts, und konnte nicht rückwärts — und die Erdgeister, die er hier zu Red' und Antwort zwingen wollte, die ihm alles Wesens Keim und Kern hier weisen sollten — die fand er nicht — nur ein höhnisch-schrilles Kichern schlug an sein Ohr — das waren die Geister — das ihre Antwort! —

Ihm wurde bang! — Der Posten war verloren! —

Und da packte ihn die Angst, da faßte ihn die Wuth, und die Hand ballte sich zur Faust, und er schlug gegen die starren, dunklen Erdwände, nicht achtend des spitzen Gesteins, nicht achtend des Blutes, das ihm unter den Nägeln hervorspritzte. Leben wollte er!

Hinauf zum Licht! Wo Frühling und Sonnenschein und warme Menschengesichter! — Wozu die Phantasmagorie einer anderen Welt? Wozu sich zerdenken und zergrübeln an solchem spiritistischen Plunder? —

Nein, leben — leben — sich betäuben! Sich schnell verzehren in einem stetigen Brande des Genusses, und sich dem ewigen Nichts dann wiedergeben — — — — —

Aber noch lebte er ja! Und athmete noch, wenn auch schwer und mühsam.

Frostig durchbebte es seinen zitternden Körper, kalter Schweiß trat auf seine Stirn, die Lider waren krampfhaft geschlossen! — Aber leben?! —

Auch das war ja so ermüdend, so unsäglich trostlos! Dieser ewige, gleichmäßig-dumpfe Kampf um sein Bischen

menschlich-anständiger Existenz! — Diese faule, öde Misère des „Tage und Werke“. — Dies ewige Schauspielern und Posieren! —

Und dazu einen kranken Geist! Denn war er nicht noch obendrein pathologisch im Kerne seines Wesens, fühlte er es nicht selber in trüben Stunden quälender Reflexion? — Wozu dies hastige, ehrgeizige Streben nach Ruhm und Zukunft, wozu dies Insichgekehrtsein, dies Sich-Verstecken vor der Menschen Gesellschaft? Und dazu ein glühender, heißer Drang, sich geltend zu machen, eine Rolle zu spielen, die Massen zu beherrschen und zu bezaubern; eine mächtig fluthende Sehnsucht nach des Lebens irdischen Gütern, nach schöner Frauen Liebe und geistreicher Männer köstlichem Lobe!

Und dann diese ewigen Widersprüche, dies fortgesetzte Schwanken zwischen Extremen! —

Bald unsäglich weltverachtend, fast ans reine Sein der Eleaten vor lauter naturwissenschaftlich-philosophischer Resignation sich anklammernd — bald unsäglich weltbegehrlich, lüstern nach Weibern und Wein, nach Ruhm und Ehre! —

Warum war er nicht als Fürst geboren in mittelalterlichen Zeiten? Vielleicht wäre er dann in Friedenszeiten ein Scheusal geworden, eine Bestie. Vielleicht eine geistreiche und kluge Bestie! — Aber eine Bestie! — In Kriegszeiten vielleicht ein tüchtiger, rücksichtsloser Kerl von Stahl! Aber da hätte man sich wenigstens ausleben können! Sich in seiner ganzen Menschenbestien-Herrlichkeit entfalten können! — Aber so! — Geboren in diesem jammerseligen, überfeinerten 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der sozialen Ideen und sozialen Rücksichten, wurde er ein psychologisches Unding, ein mixtum compositum von allerhand entgegenstreitenden Fakultäten, eine Miß- und Fehlgeburt! Ganz Misère —

Eine große Pestbeule, um die die phantastisch schillernden, giftigen Grabesfliegen vorurtheilslosester Selbstbeobachtung ihren witzigen, tollen Geisterflug tanzten. —

Eine einzige wüste Trümmerstätte, wo unter Tempelresten und Säulenstücken viel bunte Blumen sproßten, edle und Blumen des Weges, wo ein neues Leben keimend empor-

zuringen strebte, nach Luft, nach Licht! — Aber kam da nicht der eisige Frost der Skepsis, der verheerende Hagelschlag der herbesten Selbstkritik, um alle hoffnungsvolle Saat mit einmal zu zerstören? —

Da lag sie — zerfetzt — zerschlagen —

Würde je eine neue Sonne sie zu neuem Leben wecken? — Zu neuem Leben — —

Sein Herz krampfte sich zusammen, durch seinen Leib lief ein kurzes Zucken. —

Ihm war alles gleichgültig. Nur für sich leben, ganz für sich! Die Welt meiden, und alles, was ihr angehört. Vegetiren, wie eine Pflanze, nicht achtend des Sonnenstrahls, unbekümmert um der Vögel Gesang — bis die Zeit kam, still zu Grabe zu gehen.

Zu Grabe zu gehen — summte es leise in seinem Ohr.

Aber wie um ihn endlich aufzurütteln aus seiner ohnmächtigen Lethargie, erklangen plötzlich schnelle Fußtritte, es klopfte und ohne erst sein mühsam und zaudernd hervorgestoßenes „Herein!“ abzuwarten, stürzte eine zierliche, schlanke Mädchengestalt herein.

Das gab einen seltsamen Kontrast zwischen diesen beiden Menschenkindern, der in dem abendlichen Dämmer um so schöner hervortrat. Wie paßte diese jugendlich-üppige, blühende, sonnige Mädchengestalt zu dem finstern, hagern, blassen jungen Manne, dessen Züge gleichsam erstorben schienen und nur durch die blitzenden Augen belebt wurden? Wie Frühling und Herbst erschien es jetzt, wo die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ihr goldgewelltes Haar küßten, während er regungslos und zusammengesunken auf dem Sopha kauerte. „Was willst Du?!“ herrschte er sie an.

Sie war schon auf ihn zugegangen, um ihn in ihre Arme zu schließen — aber wie sie ihn daliegen sah, bleich, zerstörten Gesichtes, den Angstschweiß auf der Stirn — wich sie erschreckt einen Schritt zurück.

„Was ist Dir, Rudi?“ — kam es ängstlich hervor. — Bist Du krank? Was ist mit Dir geschehen?“

„Mußt Du gerade um diese Stunde kommen! — versetzte er kalt — Du störst mich!“

„Wie? ich störe Dich!? erwiderte sie hastig in ängstlichem Tone — Und das sagt mir mein Rudi, der mir einst schwor, ich sei alles für ihn, ohne die er nicht leben könnte? Und jetzt störe ich Dich bereits?"

„Liebes Kind! Da wir einmal dabei sind, Geständnisse zu machen, so soll auch gleich zwischen uns alles geordnet werden! Du störst mich nicht nur, sondern Du bist mir sogar hinderlich.

Es ist Zeit, daß wir uns trennen!"

Sie verlor nach diesen Worten ganz ihre Haltung. Eine Weile wußte sie nicht, was sie erwidern sollte.

„Was? Wir uns trennen? so kam es endlich wie aus gequälter Brust hervor — Jetzt willst Du mich verstoßen? Mich, die ich Dir Dein Ein und Alles war, ohne die Dir das Leben keinen Schuß Pulver werth war? Und jetzt, wo ich Dir alles geopfert, wo ich Dir alles gewährt habe, was nur ein junges Weib ihrem Geliebten opfern kann? Was? Du, mein großer, schwärmerischer Liebling, Du, mein Flammenheld, mein Märchenprinz — Du willst mich, die ich ohne Dich garnicht leben kann, verstoßen! Nein Rudi! — Das kannst Du nicht, das darfst Du nicht! Wer soll Dir denn die düstre Stirne streicheln, wenn die bösen Geister kommen und Dein Herz sich bangt vor geheimem Weh? Wer soll denn mit Dir lachen, wenn Dein stolzer Geist in wilder Daseinsfreude lacht? Bin ich nicht mit Dir unlösbar verbunden, kraft unzerstörbarer Gelübde? Bin ich nicht gleichsam ein Stück von Dir geworden, das Du garnicht ohne Schaden für Dich selber von Dir lösen kannst? Nein, mein Rudi! Du darfst mich nicht verstoßen! Schon Deinetwegen nicht! — Aber weshalb willst Du nicht mehr mit leben? Bist Du meiner überdrüssig geworden? Und liebst mich etwa nicht mehr?"

„Mein gutes Kind! — antwortete er mit weicher Stimme, in der es wie von einem inneren Schmerze zitterte — komm' her zu mir, setze Dich zu mir wie immer, und höre, was ich Dir sagen muß. Siehst Du — noch immer liebe ich Dich mit aller Stärke, deren mein Herz fähig ist; jede Faser meines

Herzens schlägt nur für Dich! Nur Deine süße Stimme klingt stets glockenrein in meinem Ohre, nur Deine prächtigen Augen strahlen mir als Lebenssterne und nur mit Deinem reinen Leib zu kosen, ist mir wahre Liebe. Aber darum ist es Zeit zur Trennung. Dein Wesen saugt sich fest in meines. Du fängst an, mich zu beherrschen, Dein Ich dem Meinen zu vermählen. Ich spüre selber, wie Stück auf Stück von mir dahin geht. Darum müssen wir uns trennen! Denn wie es bisher mein Stolz war, mein eignes, kraftvoll-schroffes Ich mir rein und ohne Einfluß zu entwickeln, so soll es ferner sein! Ich will Ich sein und bleiben und jede Geistersphäre, die in meine mir geräth, sie durchkreuzend oder nur berührend, will ich ängstlich von mir halten! —

Das ist mein fester Entschluß! —

Siehst Du, ich dachte nie, daß Du je in meinem Geistesleben eine Rolle spielen würdest. Ich dachte: „ein Spielzeug wie die Andern, und bei Gelegenheit wirst Du's zerbrechen.“ — Erschrick nicht über dieses frivole Geständniß! Aber die jungen Leute sind nun einmal gegen euch Frauen mit mehr oder weniger Raubthierinstinkten bewaffnet — nur ist selten einer so ehrlich, dies so offen zu gestehen, wie ich. — Also, ich glaubte in Dir ein Weib gefunden zu haben, wie soviel andere! Aber ich hatte mich getäuscht! Du besitzst selber eine feine, geistige Attraktionssphäre. Du bist selber ein Ich, und doppeltgefährlich, da Du ein Weib bist! —

Aber ich will einsam bleiben wie bisher! Mein Geist sträubt sich gegen Deinen Geist! Niemand soll über ihn Herr sein! Auch nicht im Geringsten! —

Darum mußt Du gehen!“ —

Er sprach die letzten Worte mit weicher, aber entschiedener Stimme. Lange schaute sie ihn mit innigem Blicke an, mit jenem feuchtschimmernden, vollen Blicke, in dem das liebende Weib soviel Empfindungen auf einmal auszudrücken vermag: grenzenlose Liebe, unsägliches Mitleid, gänzliche Hingabe und einen königlichen Stolz auf den so innig Geliebten.

„Du bist krank!“ sagte sie endlich mit mitleidigem Tone, indem sie seine Hände ergriff und an sich zog. „Erhole Dich,

mein Liebling, und sprich nie wieder solche seltsamen Worte, wie sie niemals ein Mensch vor Dir gesprochen oder vernommen hat. Das ist doch der Gipfel der Narrheit, ein geliebtes Weib zu verstoßen, nur weil man eine komische Philosophie am Leibe hat und zufällig vielleicht einige Kapitel aus Stirner schlecht verdaut hat. Nein Rudi! Diese Gedanken verscheuche nur! Ich bleibe bei Dir! —

Sie warf sich an seine Brust, umarmte ihn stürmisch und bedeckte ihn mit Küssen. Aber er riß sich los mit jäher Gewalt und sprang auf.

„Nein! Elisabeth!“ — so kam es stürmisch heraus — „zwischen uns muß geschieden sein! Mein Wille ist unerschütterlich! Du mußt gehen!“

Seine Stimme wurde rauh und gebieterisch. Elisabeth verlor den Mut und fing an zu weinen. Heiße Thränen perlten über ihre bleichen Wangen, ihr ganzer üppiger Körper erbebte unter krampfhaftem Schluchzen!

„So soll ich Dich denn wirklich verlassen, Dich, meinen Falken, der mich entführte aus dem väterlichen Neste und mich fliegen ließ den hohen Flug der freien Geister? — Ach, Du bist grausam, mein Rudi! Warum hast Du mir nicht in jener ersten Liebesnacht, wo sich die Geister und die Leiber fanden, den Dolch ins Herz gestoßen? O, ein wie wonniger und süßer Tod wäre mir das gewesen. Aber jetzt mich verstoßen — mich zu einer langsamen Verkümmerung, zu einem langsamen Tode zu verdammen! — Nein, das ertrage ich nicht!“ —

Thränen erstickten ihre Stimme. —

Er setzte sich zu ihr und legte ihr leise die Hand auf die Schulter. Seine Worte klangen dumpf, wie wenn sie sich nur mit schmerzlicher Gewalt aus dem Innern loslösten. Er sprach innig, doch fest und sicher.

„Fasse Muth, meine Geliebte! und ertrage es! Siehst Du, ich kann nicht anders! Und anstatt mich grausam zu nennen und mir Vorwürfe zu machen, solltest Du mit mir Mitleid haben. Denn in Wahrheit bin ich von uns beiden der Unglücklichere. Ich muß in meine Einsamkeit zurück! Es ist mein Fluch! Aber meines Herzens eigenster, innerster, un-

widerstehlicher Zug, dem ich gehorchen muß! Ich muß meiden, was mir lieb ward! Muß verlassen, was dem eignen Herz sich dachte zu vermählen! — Darum weine nicht mehr, Elisabeth! Sei Deines stolzen Falken würdig und laß uns Abschied nehmen, wie es freien Geistern ziemt! Noch eine Umarmung, ein letzter Kuß! — und die Ewigkeit sei zwischen uns!"

Sie erhob sich. In ihren Zügen lag herbe Entschlossenheit. Keine Thräne rollte mehr, keine Fiber zuckte. Lange schauten sie sich tief in die Augen, wie Flammen sprang es hinüber und herüber, noch einmal tauchten ihre Seelen ineinander. —

Noch eine lange, stumme, feste Umarmung. —

Und er war wieder allein! — —

Allein mit sich und seinen Gedanken! —

Eine heiße Thräne stahl sich aus seinem Auge und rollte erst langsam, dann hastig seine Wange hinunter.

So hatte er also seine Einsamkeit wieder — konnte wieder ganz für sich, nur in seiner Gedanken- und Ideenwelt leben, konnte wieder schwelgen in Schwermuth und Todesgedanken, konnte wieder ganz Ich sein, unbekümmert um die Außenwelt, um den erbärmlichen Dunst dieser Welt, unbeirrt durch den langweiligen und ermüdenden Wechsel der Erscheinungen sein Nirwana durchträumen! —

Nirwana!

O, du hohe Burg des Geistes, du edler, mächtiger Fels in Eisesgrauen, da die Sonne nicht mehr leuchtet dem entzückten Auge, kein süßer Klang der Harmonien dem Ohr mehr schmeichelt. — O, du große, ferne Heimath aller hohen mächtigen Geister, wo jedweden Dings Erscheinung sich auflöst in ein einziges Urding — wo der holden Farben vielfältig wunderbare Pracht verblaßt zum grausigen, todten Einerlei des Urstoffs und kein goldner Strahl als Hoffnungs- oder Zukunftsstern gleichmäßig finstre Nacht durchleuchtet! —

Du stolze, kühn in Wolken ragend Höhe, wo der Skepsis eisigkalter Hauch des Lebens warme Gluth dir tötet und Dein Geist dem absoluten Nichts entgegentreibt. —

Du, meines Geistes Ziel und Sehnsucht, Symbol des Nichts, des Ichs Verneinung! —

Zu Dir empor! In Dir mein Weben! —

Weltmüde bin ich! — Los von dieser Welt! — —

Los von allem Menschlichen, Allzumenschlichen, wenn auch mit blutendem Herzen! —

Erbarmungslos vernichten, was hindernd mir entgegentritt! —

Ich will Ich sein, ich will einsam sein! —"

So schrie es in ihm, so suchte er sich zu betäuben. Aber erst undeutlich und in nebelhaften Zügen, dann immer klarer, in immer greifbarerer Plastik tauchte vor seinem Geiste die liebliche Gestalt der Geliebten auf, und schwebte vor ihm, in reiner Frauenschöne, und blickte ihn an so lockend mild, so unsäglich traurig — und ihre prachtvoll-schmerzensreichen Kinderaugen träumten ihm so heiß entgegen, ihr üppiger Mund verhieß so süßen Lohn!

Und leise, wie mit Engelsstimme, klang es an sein Ohr: „Warum hast Du mich verlassen?"

Ein Krampf durchzuckte seinen Körper!

Weiche Versuchung! Weiche von mir! —

Sein Gesicht nahm einen strengen, kalten Zug an. Tiefe Falten gruben sich, wie Kainszeichen, in seine Stirne, fest und energisch schloß sich sein Mund. Die Brauen wölbten sich zu steilen Bögen, die Nasenflügel blähten sich und zogen die feine Nasenspitze und den scharfen Nasenrücken nach abwärts! —

Mephisto! —

Hastig sprang er auf, nahm Hut und Mantel und ging eilenden Schrittes davon.

Der Klub der Negativen

Berlin Norden!

Du seltsames Wunderland voll abenteuerlicher und abwechslungsreicher Menschenvegetation, du Paradies der Lumpen und lustigen Käuze, wo die Könige des Galgenhumors ihr interessantes Quartier aufgeschlagen, und die Fürsten des bittersten Sarcasmus, des schrillsten Lebenshohnes ihre scharfen Pfeile schleudern, du großer edler Sumpf mit an Miasmen reich geschwängerter Atmosphäre, wo die problematischen Naturen niederen Stiles ihr exotisch Dasein führen, wo der Studio haust mit der Grisette und noch weiter nordwärts die Proleten, wo des Lebens tragikomische Posse ausklingt in den sinnverwirrend Sansculotten-Cancan, wo die Poesie des Volkes rastlos schafft an neuen Liedern, wo des Leierkastens melancholisch-süß Geflöte des Völkchens sanftre Regung weckt und für so billiges Geld befriedigt, wo die Bettler sind die wahren Philosophen, und die Philosophen stets geriebene Bettler, wo in heimlichen Spelunken man bei Rembrandt'sch klassischem Halbdunkel dem süßen zarten Minnespiel um Geld und Weiber duft'ge Orgien feiert, wo des Nachtschutzmanns zum feinsten Indianerinstinkt gesteigerte natürliche Begabung stets scheitert an der überlegnen Schlauheit dieser nordschen Männer, nordischen Grisetten, wo der Bebel unumschränkt herrscht in

den Herzen, Sozialistenhorden hausen, toben, und es wimmelt von verschollenen, zerstörten Existenzen jedes Genre fin de siècle; Anarchisten, Sozialisten, Quietisten, Pietisten disputiren, skandaliren —

Diesen würdgen Weltuntergangsbevölkerungsmist, duftend lieblicher denn Ambra nach Weib und Patschuli, nach Liebe und nach „Unlustgasen" — Diese Höllenküche toll-bizarrer Dinge — Kennst Du das Land? —

Dahin, mein Leser, wollen wir unserem Helden folgen!

Rudi durcheilte mehrere größere Straßen, bog endlich in ein unscheinbares Seitengäßchen ein, und verschwand hier in einem Keller, an dessen Eingang eine schwer zu entziffernde, höchst problematische Ueberschrift prangte. Hier tagte der Klub der Negativen, Rudis eigene Schöpfung, gleichsam seine geistige Leibgarde. Das war eine eigenartige Sammlung moderner Menschen: das wahre pathologische Museum! Es bestand gegenwärtig aus fünf Mitgliedern, mehr oder weniger interessanten Individuen, typischen „nordischen" Gestalten:

Da war zunächst „Schweinebraten".

Das war ein feister Theologe, eine charakteristische Pfaffenfigur: Fettschnauze, brillante Kaumuskulatur, sinnlich-grobgesunde Züge, Katzenaugen. Seine Philosophie war gleichfalls eine rein theologische Fettschnauzenphilosophie. Er aß und trank mit der schnalzenden Begeisterung eines Vlamländers und es war psychologisch interessant, ihn kurz vor und bei der Mahlzeit zu beobachten. Sein ganzes Wesen befand sich dann in einer stetig zunehmenden Erregung, seine Lippen vibrirten, seine Augen glänzten. Die Spannung legte sich erst in dem Momente, wenn die ersten Bissen seinen Gaumen reizten. Dann wurde er stille, ganz stille, und man vernahm nur die gleichmäßige, langsame Thätigkeit seines Kauapparates.

Seine Schicksale waren nicht ganz uninteressant. In jungen Jahren war er ein ausgezeichneter und sehr beliebter Kanzelredner. Er verliebte sich in die junge und schöne, fleißige und sehr sittsame Tochter eines hohen Kirchenvaters, und es gelang ihm nach vielen Mühen, das holde Mägdelein zu erringen. Schwelgend in Seligkeit glaubte er den Gipfel

seines Glücks erstiegen zu haben, als die Erlebnisse seiner Hochzeitsnacht, die er später öfter im Klub mit allerhand pikanten Floskeln zu kommentiren beliebte, ihn in den Abgrund der Verzweiflung stürzten. Seine heißgeliebte Theodora war eine jener seltenen Naturen, die für die süßen Regungen der Liebe jeden Sinn, jede Empfänglichkeit entbehrte, und daher seine ehelichen Bestrebungen mit Abscheu zurückwies. Das Leben an der Seite dieser schönen, aber frostig-kalten Nixe wurde ihm zur Hölle. Als endlich bei ihm eine junge, hübsche Gouvernante einzog, und bald darauf eines holden Knäbleins genas, erfolgte die Peripetie in seinem Dasein: öffentlicher Skandal, Ehescheidung, Disziplinirung. Mein Schweinebraten ertrug sein Geschick mit Resignation, nahm die Gouvernante mit sich und schlug sich heldenmüthig durch die Welt, vagabondirte durch Spanien, Frankreich, Italien, Oesterreich und einen großen Theil von Rußland, um endlich sich in Berlin niederzulassen und mit Stundengeben, Verfassen von Pathenliedern und sonstigen Gelegenheitsgedichten, mit Ausarbeiten von Toasten, Festreden und ähnlichen Scherzen ein kümmerliches Dasein zu fristen.

Rudi lernte ihn kennen, als er eines Nachts über die Friedrichstraße ging. Schweinebraten, der sich gerade mit einer gehörigen Dosis Alkohol imprägnirt hatte, um sich über seine Misère hinwegzutäuschen, kam des Wegs daher, ihm entgegen. Sie geriethen an einander und es entspann sich eine ziemlich erregte Debatte. Als Rudi ihn endlich forderte, sprach Schweinebraten die ewig denkwürdigen Worte: „Nein, dazu bin ich zu feige!“ Diese Bemerkung imponirte Rudi derart, daß er seinen Gegner unter den Arm nahm und mit ihm versöhnt davon ging. Im Klub bildete er häufig die Zielscheibe des Witzes, was er mit Gleichmuth ertrug. Aber er hatte Tage, wo er sich auf der Höhe seiner vitalen Funktionen befand. Dann sprudelte er über von lauter Burlesken und witzigen Sottisen, dann gab es haarscharfe Erwiderungen. Selten auch hielt er Bußpredigten im Stile Abrahams a Santa Clara, wobei es unmöglich war, sich vor Lachen nicht zu wälzen. —

Das Gegenstück zu dem phlegmatischen, durch Nichts aus seiner unverwüstlichen Ruhe zu bringenden Theologen bildete das zweite Mitglied des Klubs der Negativen: ein alter, verbummelter Mediziner. Er war einer der drainiertesten Roués, die es in Berlin Norden gab, besaß eine geradezu unzerstörliche Konstitution und trieb sich demgemäß Tag und Nacht in den gewagtesten Spelunken herum. Er war von kleiner, zierlicher Gestalt, hatte das Gesicht eines Kindes und die Züge eines Greises; und obwohl er kaum fünfundzwanzig Lenze zählte, so entbehrte doch sein Haupt bereits fast ganz des edlen Haarschmucks. Seine Nase war klein und spitz, die Stirn massig hervorstrebend, der Mund breit, die Lippen grob. Seine Gesichtsmuskulatur war unglaublich beweglich: sie spielte mit vollendeter Sicherheit und überraschender Vielseitigkeit: er schnitt in einem Athemzuge den Mephisto, den einfältigen Theologen, das weinende Kind, und „den Schwärmer mit dem Blick gen oben“. Er hieß „Mephisto“, und verdiente diesen Namen vollauf wegen seiner geradezu grandios-cynischen Witze, die er im Höhestadium seines Alkoholrausches zu fabriziren pflegte, sowie wegen seiner bitter scharfen Lebensphilosophie. Er liebte die wahnsinnigsten Orgien, wobei alle andern entweder unter den Tisch sanken, oder mit zerrüttetem Gehirn davonschlichen, während er, ohne jemals zu erschlaffen, bis zuletzt triumphirend und pokulirend auf der Höhe der Situation sich bewegte. Er war entschieden ein genialer Mediziner und besaß in reichlichem Maaße, was man ärztlichen Blick, ärztlichen Instinkt zu nennen pflegt. Ja, er hatte sich sogar in der Gegend, wo er wohnte, einen gewissen volksthümlichen Ruf erworben wegen einiger mit Erfolg unternommener unglaublicher Parforcekuren an verlorenen Fällen. Seine Meinung über die „Heilwissenschaft“, wie er sie meist spöttisch benannte, war indessen ultramodern, d. h. pessimistisch zum Entsetzen. Die gesamte Medizin erschien ihm nichts weiter als das erhabene, dunkel-romantische Gebiet der verwegensten Charlatanerie, auf dem die Jünger Aesculaps sich mit mehr oder weniger Seiltänzerfertigkeit nach dem Vorbild ihres erhabenen Meisters Hippo-

crates herumtummelten, nur als die interessante und fruchtbare Sumpflandschaft, wo man, still im Rohr verborgen, den dummen Gänsen und Enten gelegentlich einmal an die Beinchen kommen oder gar die niedlichen Hälse abdrehen konnte. Die wissenschaftliche Medizin nannte er „jene raffinirte Institution, die da bezweckt, durch einen kontinuirlich am Volke vorgenommenen Aderlaß die Stauung schlechter Stoffe in dessen Gesamt-Organismus zu verhindern, kurz jene segensreiche Einrichtung, den natürlichen Todesursachen ein wenig nachzuhelfen mit ärztlicher Kunst und ärztlicher Wissenschaft." Er hatte die grandiose Idee, eine Heilanstalt zu gründen, wo er alles mit warmem Nilschlamm behandeln und heilen wollte. „Solche therapeutische Bestrebungen sind hochmodern, sagte er trocken und mit ernstem Gesicht, und wenn die Menschen schon durch die Wirkung von gewöhnlichem, heimatlich-nüchternem Lehm gesund werden, dann muß ja mein an Urtieren und sonstigem Plasma reicher Urschlamm wahre Wunderdinge verrichten" Wegen dieser seiner Idee hieß er auch der „Schlammdoktor".

Im Uebrigen war er ein sehr vermögender, jovialer Herr, der einen guten Trunk, ein schönes Weib und eine interessante Gesellschaft allem anderen vorzog und fast immer das Centrum der Unterhaltung bildete, deren Kosten er auch meistens zum größten Theile bestritt.

„Jakob" oder „Böhme", oder auch „Jakob Böhme" genannt, war das dritte Mitglied des Klubs der Negativen, ein biederer Schuhmachermeister, der etwa drei bis vier sozialistisch-kameralistische Werke gelesen hatte und daher den aufgeklärten Sozialpolitiker markirte. Er war der Philosoph der Gruppe, ein lang aufgeschossenes, hageres Individuum, in einem altväterischen Habit, mit rothen Haaren, einer Schillernase und dazu gehörigem Gänsehalse. Er sprach wenig und leise, in süßlichem Tone, wobei er sich gerne pomphafter, leider oft falsch angewandter Redewendungen bediente. Oft bewegte er sich in ganz geheimnißvollen, Jedermann unverständlichen Aphorismen. Wenn er dann seine magern Hände gestikulirend ausstreckte und seinen langen Hals vorstreckte, sah er aus wie

eine Karikatur oder wie Wolfgang Amadeus Hoffmann beim Zechen auf der uns von ihm selber hinterlassenen Handzeichnung.

Oft allerdings offenbarten sich unter seinem barocken, prophetenhaften Jargon tiefsinnige Sprüche, die Niemand aus seinem Munde erwartet hätte. Er war eben eine jener merkwürdigen, ziemlich seltenen Naturen, die, an der Grenze zwischen Genie und Irrsinn stehend, sich bald weit über das mittlere Niveau menschlicher Intelligenz erhebend, bald wieder tief darunter sinkend, bald wegen der instinktiv-sicheren und blendenden Vollendung der von ihnen wiedergegebenen Ideen als Genies bewundert, bald wegen ihrer gewöhnlich sehr derben und greifbaren, zugleich aber meist scharf umschriebenen Defekte für einzelne Richtungen der Intelligenz für ausgemachte Narren gehalten werden. Psychologisch, oder besser gesagt, psychiatrisch interessant war an ihm noch, daß er eine ganz bewunderungswürdige Anlage für Musik besaß, wie ja denn überhaupt die musikalischen Genies am häufigsten mit Intelligenzdefekten ausgerüstet zu sein pflegen. Sein Vater war ein Musikant gewesen und hatte ihm nichts hinterlassen als ein altes Klavier, dem der biedere Böhme allerdings die wunderbarsten Töne zu entlocken verstand.

Seine Polemik richtete sich gegen den modernen Staat, „diesen Moloch, der nichts ist, als die organisirte Gewalt, die Reichen zu stützen, die Armen zu knechten, kurz, der da Hüter ist eines uralten Vorurtheils, einer uralten Institution, die gottweiß welcher Taugenichts oder Straßenräuber einst erfunden, nämlich des Eigenthums, dieser Menschheitsplage, dieser Wurzel aller Uebel.“ „Der Staat muß fallen, sagte er, damit das Eigenthum falle, und das Eigenthum muß verschwinden, damit das Reich der Menschheit sich gründe.“

Im Uebrigen saß er den ganzen Tag emsig hinter seinem Schemel, und spann seinen Gedanken nach, um des Abends in die Kneipe zu gehen, und unglaubliche Portionen Weißbier zu vertilgen.

Sein Gegenstück war ein kleines, hageres buckliges Männchen, bis zum zwergenhaften Alräunchen zusammen-

geschnurrt — „Homunkulus“ benannt, ein lebhaftes Männlein mit stechenden Augen, großer Brille auf spitzer Nase, und einem langen Ziegenbart, der aus neun Haaren bestand. Er war ein Winkeladvokat und hatte früher einmal bessere Tage gesehen. Seine Vergangenheit bot manches Interessante. Er stammte aus einer sehr vornehmen, alten Familie, zeigte eine frühzeitige Reife und gute Gaben, und besaß dabei ein gutes, theilnehmendes Herz. Aber es floß heißes Blut in seinen Adern, er hatte scharf ausgesprochene Neigungen und gerieth frühzeitig auf Abwege. Er verliebte sich in ein armes, aber hübsches Ding, das er Gott weiß in welchen Verhältnissen angetroffen. Er entzog sie ihrer Misere, nahm sie zu sich, hielt sie sorgfältig vor aller Augen verborgen und lebte lange Zeit glücklich mit ihr. Aber endlich entdeckte einer seiner Freunde sein kleines Idyll; er verliebte sich in die Geliebte seines Freundes und entführte sie ihm. Als Munkel ihn einst mit ihr überraschte, übermannte ihn der Zorn — er erstach seinen Nebenbuhler. Man verurtheilte ihn. Als er das Zuchthaus verließ, war zwar sein Geist nicht gebrochen, aber in einer auffallenden Weise verändert worden. Herbeste Verachtung gegen diese Welt und ihre Begriffe von Recht und Unschuld im Herzen, entwickelte er sich immer mehr zu einem dunklen Ehrenmanne. Er ward Winkeladvokat, und da er bei seinem Berufe überreichlich Gelegenheit fand, den edlen homo sapiens Typus Berlin Norden in seiner ganzen abgrundtiefen Verkommenheit auf allen möglichen Schleichwegen zu beobachten, so war es nur natürlich, daß er einem unheilbaren Pessimismus verfiel und unbarmherzig über jeden die Geißel schwang. Wenn er sprach — und er besaß nicht geringes rhetorisches Talent, was ihm wohl bewußt war; daher er gerne und viel sprach — floß er über von Gift und Galle, alles verstand er unter seine schmutzige Phantasie zu beugen und mit dem Geifer seiner übersäuerten Lebensphilosophie zu beflecken. Da war Alles eine große, mächtige Lüge, ein riesiges, eiterndes Pestgeschwür — die schlechteste aller möglichen Welten. Er selber stand völlig „jenseits von Gut und Böse“, und es machte ihm besonderes Vergnügen, durchtriebene und gefährliche Exi-

stenzen durch seine Rathschläge dem drohenden Arm der Gerechtigkeit zu entziehen. Daneben stellte er eine Art psychologischer Experimente an: er betrieb es als eine Art von Sport, junge Leute aufzutreiben, die, wie er sich auszudrücken pflegte, bis dahin die Unterhosen des Anstandes getragen hatten, um sie in der Weise seines erhabenen Meisters Catilina in den Sumpf der Großstadt zu ziehen, bis sie unrettbar darin untergingen. Dabei hatte er dann eine dämonische Freude, diesen jungen Leuten in der ernsthaftesten und pathetischsten Weise donnernde Bußpredigten zu halten, was sie denn eigentlich für Taugenichtse und Lumpen seien, und sie den quälendsten Gewissensbissen preiszugeben. So quälte er seine Opfer, bis sie abgestumpft und resignirt, gegen Alles apathisch waren. Dann ließ er sie laufen. Sie interessirten ihn nun nicht mehr.

Das letzte Mitglied des Klubs der Negativen endlich war — ein Schriftsteller. Er war ein sehr angesehener und loyaler Herr, der auch weiter oben wegen seiner tadellosen Gesinnung allgemein geschätzt war. Wenn die Wogen des Gespräches am höchsten gingen, und die wildesten Scherze, die abenteuerlichsten Ideen, die buntesten Raketen des Geistes durch einander wirbelten, dann griff er wohl gelegentlich in seine Tasche, holte aus seinem Portefeuille ein Stück Papier hervor, notirte sich einige Gedankenspäne, die ihm zur Verwerthung geeignet erschienen, des Nachts fügte er alles zu einem imposanten Gedankenbau zusammen, und am anderen Morgen wanderte das Alles als Leitartikel in eine große konservative Zeitung. Er trug den charakteristischen Namen Görres, den Niemand abzuändern für nöthig gehalten hatte. Ein Taugenichts durch und durch. Im Grunde genommen lachte er über Alles, am meisten über seine loyale konservative Gesinnungstreue, die ihm selber manchmal höchst spaßhaft und belustigend vorkam. Aber dabei war ihm keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Religion dem Volke erhalten bleiben müsse, und daß Katechismus und Moral für den Pöbel höchst sinn- und segensreiche Einrichtungen bedeuteten. Ueberhaupt ein sehr moderner Herr! Nervös, hastig, unberechenbar, im Benehmen bald von zartestem Taktgefühle, bald möglichst rüpelhaft, genialverworren,

spielte er mit Grazie den vornehmen, eleganten Lasterling, markirte nach allen Richtungen hin inneren Wurmfraß, gab sich redliche Mühe, wie ein Karl Bleibtreuscher Byron — Gott' hab' ihn selig — über die Bretter zu donnern, belächelte Tugend und Ehe als höchst abgestandene und verschimmelte Ideen, und schwärmte in geradezu überschwänglicher Weise für — Leo Tolstoi. „Das ist ein göttliches, von der raffinirten Kultur unseres Jahrhunderts eigens entdecktes Stimulans für unsere beginnende Impotenz Leibes und der Seele, das ist ein Gegengift gegen das Kurare der Kultur, das so langsam schleichend Alles in uns lähmt, bis es endlich zum Knoten des Lebens gedrungen". Im Uebrigen: die Kanaille verachten, den sozialen Humbug bespötteln! und in erster Linie: tadellose Wäsche, äußerste Korrektheit, Salonmaniren; hochtorymäßige Anschauungen in der Politik nebst den dazugehörigen Glacés, für das Boudoir Wolfgang Goethe, oder ehrlicher gesagt Wolfgang von Goethe, und den Streber Fritze Schiller — fürs Volk! —

Das waren die Mitglieder des Klubs der Negativen! Bereits waren sie alle versammelt, und saßen, um eine mächtige Bowle geschaart, friedlich bei einander. Mephisto hatte heute Geburtstag und der sollte gehörig gefeiert werden. Er und Görres hatten aus ihrer ziemlich umfangreichen Damenbekanntschaft einige niedliche Geschöpfe zur Erheiterung der Tafelrunde mitgebracht, und so versprach Alles einen exzellenten Verlauf zu nehmen. Da war die blonde Elly, die Mephisto ganz besonders schätzte, ein junges kaum reifes Großstadtkind, mit kecken, wilden Lippen und etwas altklugen Augen, ferner die etwas magere, bleiche Gertrud, ein schwarzes Weib mit verschleierten Zügen und wilden, gierigen Augen, dann die brünette, niedliche Hella, eine Statistin, eine rundliche, kleine Person mit quecksilberartiger Beweglichkeit, die der Bowle mit großer Herzhaftigkeit zusprach; dann die kluge, vornehme Bertha, eine frühere Erzieherin, eine gescheit-emanzipirte, sehr hübsche junge Dame mit raffinirten Trieben und aufgeklärter Praxis — sehr regelmäßiges, intelligentes Gesicht —, dann die blonde Grete — dumm, aber allerliebst, die nur aus Instinkt liebte,

eine matte, sentimentale Mondscheinnatur, Gretchengesicht, aber ganz Rokoko, liebte wie eine Undine, und — voilà la fin — die finstere Jenny, eine träumerische, ernst-naive Erica, mit dem Feuer einer Zigeunerdirne — Madonnengesicht! —

Die saßen nun alle in vollster Eintracht bei einander und schlürften ihre Bowle in tiefen Zügen und rauchten ihre Zigaretten mit der gesteigerten Grandezza Berliner Demimonde und führten die saloppeste Unterhaltung im besten Pariser Konversationstone.

„Na, ich bin neugierig auf euren Obermotz", sagte Jenny. „Das muß ja ein ganz exzellenter Kerl sein! Wohl so eine Art wilder Mann, was?"

„Ja, ich möchte ihn auch mal sehen, diesen Rudi!" rief Elly zu Mephisto.

„Wie sieht er eigentlich aus? Ist er fett oder dünn, häßlich oder nett? Wahrscheinlich so ein verkommenes Genie mit einer Nase, daß man darauf turnen kann, mit Augen, daß man gleich denkt, er will einen fressen, und mit Haaren, daß man Zöpfe daraus flechten kann! Nein! Bleibt mir mit euren Genies vom Halse! Ich liebe das Reelle und einen Mann, der anständige Oberschenkel hat, wie in diesem Falle diesen Schlingel und Erztaugenichts, den Mephisto."

Ein fröhliches Lachen antwortete ihren kecken Worten, während Mephisto ihr einen leichten Schlag auf die Wange versetzte.

„Jedenfalls aber doch ein interessanter Mensch", begann Bertha, die sich sehr für Rudi zu interessiren schien, und mit Aufmerksamkeit das Gespräch verfolgte. „Sehr interessanter Kerl, fürchterlich interessant!" erwiderte Mephisto. „Und so bleich, und so rührend mager — das wäre eigentlich was für dich, Bertha!"

„A — h — sagte Bertha langgedehnt, indem sie die Augäpfel nach oben drehte — diese mageren, schlanken — die habe ich gar zu gerne! Die sind heiß, die haben Feuer!"

„Nein, lieber einen alten Kahlkopf von Fleisch und Bein", rief Hella, „als so ein dürres, langes Genie, das vor lauter Gelehrsamkeit und Zerstreutheit nicht einmal weiß, wie das Röckchen. . . . — —"

„Du irrst sehr, liebe Hella“ unterbrach sie Mephisto, wenn du unsern Rudi für einen Bücherwurm hältst! Ich kenne ihn ziemlich lange und erinnere mich noch ganz deutlich, wie ich ihn einstmals besuchte, da er noch ein junger Studio war und vier Stock hoch hauste mit einer allerliebsten kleinen Lisette, und des Morgens, wenn die Sonne gar zu frech ins Zimmer guckte, in Ermangelung von Gardinen das Röckchen ans Fenster hängte und in Ermangelung von Kohlen seinen alten Ofen mit den Fragmenten seiner Stühle heizte! Aber jetzt hat er sich mächtig verändert. Er verachtet die Weiber — darum kümmert er sich nicht mehr drum!“

„Na, den wollte ich schon balde bändigen!“ rief Hella triumphirend, und alle anwesenden Damen stimmten ein: Ja, wir wollen ihn heute mal bändigen! Er muß sich verlieben! Herr Gott! Er muß ja doch auch ein Mensch sein! —

„Na, gebt euch nur ordentliche Mühe!“ sagte Mephisto. „Es wäre gut, wenn ihr ihn mal endlich wieder ein Bischen in Stimmung brächtet! Die letzte Zeit war mit ihm überhaupt nichts mehr anzufangen! Immer dasselbe sauertöpfische Gesicht!“

Er hatte kaum seine Worte beendet, als sich die Thür aufthat und schweigend eine lange, stattliche Gestalt hereintrat.

Es war Rudi.

Sein Gesicht erschien starr und leblos wie eine Todtenmaske — mit den imposanten, ausgearbeiteten Zügen, dem wilden Haar und dem finstern Hauch tiefsten Seelenleidens — ein Schrecken einjagendes, leidenschaftdurchwühltes Gesicht. —

Die Unterhaltung verstummte plötzlich. Rudi machte auf den weiblichen Theil der Gesellschaft sichtlich Eindruck. Bertha fing an, nervös zu zucken und mit den Nasenflügeln zu vibriren — Jenny wurde tiefroth, und starrte ihn mit großen, weit geöffneten Augen an.

Man begrüßte sich. Rudi reichte allen die Hand und setzte sich auf seinen Stammplatz, oben, am Ende des Tisches. Links neben ihm Bertha, rechts Jenny. Mephisto saß am andern Ende des Tisches und schenkte ein.

Die Unterhaltung kam bald wieder in Fluß. Rudi stürzte hastig einige Gläser von der vorzüglichen Bowle her-

unter, sprach fast garnicht, sondern starrte mit leeren Augen in die Ferne. Bertha gab sich alle Mühe, ihn zu zerstreuen. Sie suchte seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, da sein ganzes kalt-dämonisches Wesen sie von vornherein mächtig erregte. Alles vergeblich. Sie gerieth in Unruhe, um so mehr, da Jenny ihn mit immer denselben großen, verliebten Augen ansah. Sie bot ihm ihren Fuß, und drängte ihren Schenkel gegen seinen, er blieb ganz gleichgültig. Nur als zufällig seine Blicke im Vorbeischweifen auf ihr regelmäßiges Gesicht fielen, streichelte er ihr das Haar, wie im Traume, „sehr intelligentes Gesicht" sagte er wie für sich, und wieder schweiften seine Blicke weiter mit derselben Leere. Indessen unterhielten sich an der anderen Seite Mephisto, Görres und Schweinebraten sehr intim mit Elly, Grete und Hella. Elly hatte sich Mephisto auf den Schooß gesetzt, trank entsetzliche Portionen Bowle, rauchte wie ein Kavalier und bließ ihm die vollen Wolken ins Gesicht. Hella lauschte den wundersamen Märchen, die der vielgewandte Görres ihr vordichtete, und Grete ließ sich von Schweinebraten eine Erbauungspredigt halten, wobei sie aus dem Lachen garnicht herauskam. Böhme saß in finsterm Grübeln — er sollte heute das Geburtstagskind feiern und noch hatte er keinen einzigen Gedanken. Münkel aber debattirte derweilen mit Gertrud über Moral auf den Südsee-Inseln — ein Lieblingsthema von ihm, wobei er meist in furchtbare Seitenhiebe ausfiel über moderne Moral, und zu dem Resultate gelangte, daß die Menschen um so näher der paradiesischen Unschuld Adams kämen, je näher ihr Kostüm dem des „p. p. Adam" vor dem Sündenfalle.

Die Wogen der Festesfreude schlugen höher, und stiegen noch um ein Beträchtliches, als eine Gruppe italienischer Musikanten herein kam. Das war ein junger, kräftiger Bursch, der den Dudelsack blies, eine hübsche Dirne, die tapfer das Tamburin schlug und mit ziemlich wohllautender Stimme sang, dann ein alter Italiano mit einem zerfetzten, spitzbübischen Gesicht, der aussah wie ein Abruzzenräuber, und auf der Mandoline klimperte. Die ersten weichen Klänge ihrer volksthümlich-schlichten Musik wirkten geradezu elektrisirend auf

Ellys Kindergemüth. Sie sprang auf, zerrte Mephisto beim Arm mit sich und begann mit ihm einen wilden, tollen Tanz. Görres konnte diesem Anblick nicht widerstehen und schloß sich mit Hella an, während alle anderen dem wunderbaren Tanze der beiden Mädchen zuschauten, die wie alle Berliner Demimonde-Damen ganz entzückend, und mit einer gewissen berauschenden, stürmischen Grazie sich der Kunst Terpsychores hingaben. Als die Weise geendet, wollte Görres die hübsche Italienerin umarmen. Aber der junge Italiano schob sich schützend zwischen Görres und seine Gelichte, und erhob die Arme zur Abwehr. Indeß schnell und behende wie eine Gazelle schlüpfte die schlaue Tochter des Südens an ihm vorbei, in die Arme des glücklichen Görres. Es wäre nun zu einer bösen Szene gekommen, wenn sich nicht Mephisto, der italienisch sprach, ins Mittel gelegt und den heißblütigen Italiano beruhigt hätte. Nach schwerer Debatte wurde Friede geschlossen unter der Bedingung, daß Görres erlaubt sei, die junge Italienerin gegen eine Extraentschädigung von 5 Lire dreimal herzhaft zu küssen und zu umarmen. Görres entledigte sich seiner Aufgabe mit der ihm eigenen Delikatesse, man gab den Italienern Bowle und so war der Friede wieder hergestellt.

Die Italiener mußten nun ihre Instrumente hergeben. Mephisto nahm die Mandoline und sang mit unheimlicher Wehmuth

„Auch ich war ein Knab' einst in lockigem Haar".

Elly blies mit bewunderungswürdiger Begeisterung auf dem Dudelsack

„Im chambre separée — da kann man was erleben", wobei der unschuldige Dudelsack sich oft in herzzerreißenden Tönen gegen diese frivolen Kulturmenschklänge Luft machte, und Hella bearbeitete das Tamburin mit der Energie eines Bärenführers, während alle andern, besonders die Italiener, sich kaum vor Lachen zu halten wußten.

Endlich erlahmte der Eifer, man gab den Italienern ihre Instrumente wieder und die zogen reich belohnt mit einem freudigen „Buona sera!" von dannen.

Mephisto braute eine neue Bowle.

Jetzt war es Zeit für Böhme, auf ihn zu toasten.

Statt dessen erhob er sich plötzlich und ging auf das Klavier zu. Sein Gesicht glühte wie von einem verzehrenden Feuer, er sah aus wie ein alter Hexenmeister. Das Schwerfällige, das ihm sonst anhaftete, war wie abgestreift; wie ein eben erstandener Geist wandelte er dahin und setzte sich ans Klavier. Alles wurde stille, sie wußten, daß er seine Stunde hatte.

Und da begann es erst unbedeutend und gleichsam scherzend, ein einfaches Thema, wie aus der Seele eines frommen Kindes, durchflochten von seltsamen Schnörkeln und Fugen, dann plötzlich und grell anflutend zu mächtiger Harmonie, eine wüste, bald schwärmerische, bald ironische Phantasie, bald in verächtlich-stolzer Grandezza prächtige Wagnersche Melodien, bald pantheistische, urindische Zigeunerweisen im modernen Philosophenstile des Titanen Liszt, dann ein Satz — so lieblich und keusch, wie ein Mondlied und so schlicht wie ein Grimmsches Märchen. Das gab einen bunten Tanz von Tönen. Da waren wandelnde indische Pagoden, die in schwerfällig-groteskem Requiemtakte mit Fermaten sich bewegten, daraus finstere Idole mit toll verzerrten Zügen und gräßlich-starrem Blick hervorschauten, da tanzten leichtbeschwingt im $^6/_8$ Takte chinesische Theehäuschen, draus zierliche Schlitzäuglein neugierig-fromm hervorlugten, da erwachten die versunkenen Trümmer zerschmetterter Antike, erhoben sich und fügten sich zusammen zu strengem, harmonisch-würdevollem Bau, und tanzten, Zeus Olympios und Pallas an der Spitze, im imposanten Moderato ihr göttlich Menuett, da begann allmählich der ganze Erdball in wirbelnde Unruhe zu geraten: Gaurisankar und Mont Blanc, unheimliche Kolosse, jagten in einem schwerfällig-ungestümen Allegro marcato umher, dahinterher humpelten im Staccato die alten biederen Pyramiden des Cheops, während ihnen Kolosse von Steinen vom Haupte rollten, in einem majestätisch-zierlichen Retenuto walzte der Kölner Dom mit der Notre Dame de Paris — heidi, das war ein Tanz, daß der Athem stockte und es von des Weltalls

Wölbung wiederhallte — immer leidenschaftlicher raste der Töne Sturm, gleichsam ins Unendliche anwachsend — da — eine schrille Dissonanz — aus war das Spiel. —

Alles rief Bravo.

Aber Böhme war wie gelähmt. Müde schlich er auf seinen Sitz zurück. Seine tolle Musik wirkte nach. Sie entfesselte allen Uebermuth, alle Geister schrankenlosester, gesättigter Daseinslust.

Auch Rudi, der bis dahin kaum aus seiner Lethargie erwacht war, konnte sich dem Zaubereinflusse dieser Musik nicht entziehen. Der alte, wilde Wirbelgeist packte ihn wieder; seine Blicke schweiften umher in der Runde, und er fand seine Freude wieder an all' den tollen, genialen Gesellen, die hier mit ihm versammelt. Da kam es plötzlich über ihn wie Bacchantenwahnsinn.

„Was?! — rief er aus, indem er von seinem Sitze aufsprang — wir gescheiten Leute am Ende des Jahrhunderts sitzen hier wie verkappte alte griechische Götter in dem Trödel der Kulturkleidung? Sind wir nicht alte griechische Götter? Bist du, Mephisto, nicht das Ebenbild des Bacchus, oder wenigstens seiner Karikatur, des biederen Silenus, bist du, Görres, nicht ein Ares, wenigstens was die Weiber angeht, bin ich nicht so zart und schlank wie der langbeinige Apollo, und sind das hier um uns nicht die zierlichsten Najaden und Sylphen, die je einen Gott beglücken konnten? Und wir schämen uns nicht, in diesem elenden, nüchternen, nichtssagenden Gewande moderner Kulturmenschen die heil'gsten Stunden zu verbringen? Weg mit den Fesseln der Zivilisation, sag' ich! Werfen wir ab diesen Plunder, der unsern Leib wie unsern Geist einengt, und laßt uns klassische Gewänder anlegen! Klassisch wolln wir lieben, klassisch wolln wir genießen! Hoch die alten Klassiker! ich meine unsere Kollegen — die alten griechischen Götter!"

Damit warf er seinen Rock ab, Weste, alles, bis er in stark derangirter Toilette sich dem erstaunten Volke darbot.

Alles stimmte begeistert in seinen Ruf ein: Hoch die alten Klassiker! Hoch die alten griechischen Götter!" Und

überall hin flogen die Röcke und Taillen, die Pantalons und zierlichen Höschen, die Kragen und Spitzchen. Der Wirth mußte nun große, weiße Tücher und Nadeln bringen. Und das gab dann eine überaus komische Situation, als die ganze Kostümirung beendet war. Jeder hatte sich von seiner Kleidung als Kulturmensch das gelassen, was ihm zur Staffage nöthig erschien. Görres in seiner in würdevollen Falten abfallenden Toga, mit seinem mächtigen Vollbart sah fast aus wie Zeus als Ehemann, — nur daß er die allerfeinsten Havanna rauchte, und einen Cylinder modernster Form auf dem Kopfe und Lackschuhe an den Füßen trug; Mephisto trug sein klassisches Gewand in jener Form, in der, wie uns Einige hinterlassen haben, Diogenes der Cyniker seinen Chiton trug, indessen schützte seine Brust eine Jacke aus feinstem Merino. Geradezu grotesk sah Böhme aus. Er hatte das Tuch um sich geworfen, es einmal vorne am Halse, einmal vorne unter der Brust zusammengesteckt und dann den oberen Zipfel als Kapuze über den Kopf gezogen — so sah er aus wie ein improvisirtes Gespenst und erregte allgemeinen Beifall. Rudi schlug sich sein Tuch nur über die Schulter, wobei Bertha ihm eifrig half, es geschickt und passend zu verknüpfen. Er sah wirklich wie umgewandelt aus. Der zarte, schlanke, fast weibliche Körper mit den etwas breiten Hüften wurde durch die Tracht in seiner glänzenden vollkommenen Harmonie hervorgehoben. Der nackte, zierliche weiße Hals setzte sich prachtvoll gegen den schmalen Kopf mit den strengen, klassischen Zügen ab, während die mächtigen braunen Locken die Erscheinung des Apollo vollendeten. Seine Augen glänzten. In seiner Stimme klang jenes weiche, wollüstige Timbre, das auf die Frauen so berauschend wirkt. Sein ganzes Wesen athmete plötzlich inbrünstiges Leben, Energie.

Auch die Demimonde machte sich ausgezeichnet in der improvisirten antiken Tracht. Mit großem Geschick verstanden sie es, alle ihre Vorzüge dabei in das richtige Licht zu setzen. Welch' bezaubernde Sammlung schöner Arme, niedlicher Hälse und leckerer Busen! Aber am prächtigsten sah doch Bertha aus. Sie hatte ihr Haar aufgelöst, das nun in vollen

schwarzen Strähnen den weißen Hals und die weiße Büste überfluthete. Die Arme waren von vollendeter Rundung, und die Ellenbeuge so zierlich nach oben und unten sich absetzend, daß sie wie von kindlicher Form erschien. Sie war sich ihrer Vorzüge wohl bewußt, und wandte nun alles an, ihre Nebenbuhlerin Jenny ganz zu verdrängen und Rudi allein für sich zu gewinnen. Der war nun so zwischen zwei Feuern und mußte seine Liebkosungen nach beiden Seiten verteilen. Hei! wie die Gläser wild zusammenklangen! Hei! wie das Blut so begehrlich-heiß in den Adern rollte! Mit königlichem Blicke musterte er diese beiden stolzen weiblichen Gestalten, als wollte er fragen: Sagt, Kinder, was versteht ihr von der Liebe? Er kam sich vor wie ein Pascha. Das war doch ganz erbaulich, sich von zwei solchen Prachtexemplaren süßer Weiblichkeit umschmeichelt zu sehen, und die zartesten Leibchen zu genießen, die nur eines Mannes Herz erlaben konnten. Er müßte ja ein Narr sein, wollte er diesen Genuß sich aus einer weltverächtlichen Philosophie versagen! Und welche heiße, sinnliche Andacht! Und wie wild sie küßten! Man weiß nicht, beißen sie oder küssen sie! Und wie buhlten die Anderen untereinander in heller Lust! Wie hatte sich die zarte Elly in eine üppige, feurige Kokotte verwandelt; wie saugte die unbändige Hella sich fest an Görres' Halse! —

Auch in Bertha vernichtete der Alkohol jeden Funken von Scham. Sie war ganz berauscht von Sinnlichkeit und vermochte nicht mehr ihrer Leidenschaft Herr zu werden. Sie schlang ihre weichen Arme fest um seinen Hals, rankte ihren Leib in wilder Gier an seinen, und suchte ihn mit sich hinabzuziehen. Dann verfiel sie in eine gewisse schlaffe, raffinirte Lüsternheit, ließ ihn los, und zog ihm sachte, langsam die Hülle von der Schulter. Mit funkelndem Auge verfolgte sie, wie immer mehr von der glänzend-weißen Brust Rudis hervorkam. Und jemehr sie von seinem Leibe entblößte, um so gieriger ward ihre Gluth, um so toller ihr Sinnesrausch. Ach, wie zart und wohl geschwellt war dieses Fleisch! Und welche schlanke, knabenhafte Hüfte, süß zu umschlingen! O, ihr ganzer Leib bebte vor Wollust, sie dürstete nach diesem Leibe,

wie ein Raubthier wollte sie sich über ihn stürzen — da — plötzlich — ein Donner — wie die ferne, grollende Stimme eines gewaltigen Propheten dringt es brausend in das Bacchanal — erschreckt springt alles empor — die wundersame, wie aus anderen Welten klingende Weise des großen Ton-Philosophen Beethoven aus der herrlichen C-moll-Symphonie durchschwebt wie Geistesflug den Raum, mächtig wachsen der Töne Wellen und bäumen sich jäh empor, als wollten den Raum sie sprengen, Häuser stürzen, bis sie endlich in gleichmäßig majestätischer Fluth dahinrollen, bis endlich sie sich brechen in leisen Klagen, ersterbendem Geflüster. —

Da konnte Rudi sich nicht mehr halten! Wie ein reinigendes Gewitter hatte es ihn geschüttelt, wie ein greller Blitz hineingeleuchtet in den Schmutz des Bacchanals. Warnend sah er vor sich den mächtigen Schädel des alten Meisters Vater Beethovens erstehen — wie von Schlangenbissen durchzuckte es ihn — o, war das seine Größe, das sein gefeiertes, hohes Ich — das sein gefeiertes, angestrebtes Selbst?

Und das hier olympische Götter, die ihn umgaben? —

Wuth erfaßte ihn.

„Ihr Elenden! — rief er — wie?! Ich kam hierher, euch zu sagen, daß ihr allesammt nichtsnutzige Gesellen seid, Lumpen des Geistes, Uebergangsmenschen, Tagesgelichter, Nachtgestalten! Und ich habe mich verleiten lassen, Theil zu nehmen an euren schmutzigen Orgien? Nachdem ich in meiner reinen Ichheit geschwelgt und Triumphe der Entsagung gefeiert hatte? Und mit euch! Die ich euch immer nur als meine Herde, als meine Sklaven betrachtet habe, gut genug, mir zur Staffage zu dienen? O, ihr Wichter, ihr wahrhaften Sanskulotten des Geistes, die ihr bar seid jeglicher Scham und . . . .“

„Narr Du! — unterbrach ihn gellend Mephisto — Zehnfacher Narr, der Du glaubst, Stirner realisiren zu können. Schillt uns nur Uebergangsmenschen! Du bist der Untergangsmensch! Dècadence — das ist dein Stempel!“

Görres hatte schon längst ein Stück Papier hervorgerissen und schrieb emsig. Ihm waren vorzügliche Ideen gekommen.

Die mußte man schleunigst fixiren. Die Damen waren betrübt, in den schönsten Situationen gestört zu sein, und überhäuften Böhme mit Vorwürfen.

Rudi warf schnell seine Antike ab, schlüpfte hastig in seine Kleider und verließ mit einem sarkastischen: „Faites votre jeu, messieurs!“ den Raum.

Nur ein Gedanke beseelte ihn. Weg von den Menschen! Deren Nähe einen besudelt, und alles Große durch den Pesthauch ihrer Gemeinheit hinabzieht! — —

Weg von den Menschen! — —

Die Finsterniß draußen nahm ihn auf! —



Ein Wiedersehen

Zürich!

Du glitzernd Kleinod, eingefaßt vom stolzen See und der silberglänzenden Limmat, von den beiden treuen Knappen bewacht, dem massigen, plumpen Uetli und des Zürichbergs schlankerem Gipfel! Wie recken sich deine alten Thürme so keck in die Lüfte, wie kletterst du fröhlich zum Berge empor, um herrschend von der Höhe zu schauen ins Thal! Und in der Ferne überm See, wie blicken die alten Schneeriesen mit ihren närrischen Graubartgesichtern und ihren biedern Schlafmützen von blankem Schnee so ehrbar, und doch so gigantisch herüber! —

Ein schönes Bild, fürwahr!

Doppelt schön heute, da die ganze Atmosphäre gesättigt war mit Licht, und alles in leuchtendem Sonnengolde erzitterte. —

Das war ein wunderbarer Frühjahrstag!

Die ersten wärmeren Südlandswinde, geläutert und gekühlt in den ewigen Schnee- und Eisregionen, die sie bereits durchmessen, durchzogen sachte die Thäler; die Wiesen zeigten

jenen matten, warmen grünen Farbenton des erst aufsprossenden Frühlingshalmes; die Bäume und Sträucher begannen bereits ihre Knospen zu entfalten; der Vögel erster Sang drang fröhlich in die Lüfte; alles drängte zu neuer Entwicklung, zu neuem Emporblühen! — Auch die Menschen überkam es wie das Gefühl einer Wiedergeburt, es trieb sie hinaus, den göttlichen Tag zu genießen.

Nur das Auditorium der medizinischen Universitätsklinik war heute gestopft voll. Da saßen in langen Reihen die Schüler und Schülerinnen Aeskulaps — hier einfache, schlichte Schweizer mit Bauerngesichtern und Bauernmanieren, von Europens übertünchter Höflichkeit wenig berührt, dort schmale, blasse Franzosen, mit wachsgelben, zarten Weibsgesichtern und zierlichen Fingern, sehr chik, sehr sorgfältig gekleidet; hier schmutzige, schäbig-elegante, dunkeläugige Russen mit mächtigen, unzähmbaren Mähnen, möglichst intelligenten Gesichtern und in Bezug auf die Mode höchst problematischer Wäsche, dort, ausgezeichnet durch den in ihrer völlig charakterlosen Kleidung zur Schau getragenen Kosmopolitismus, intelligente Deutsche mit schönen, hohen Stirnen und Denkergesichtern — endlich, fast alle auf einen Fleck zusammengedrängt: die ganze weibliche Medizinerschaft — häßlich-eckige, plumpe Deutsche mit entsetzlich wissensstolzen Mienen, schlechten Zähnen und unglaublichen Blusen, — fette blonde Polinnen mit Kindergesichtern, hochgewölbten Busen und Männerstiefeln, — Russinnen mit verkümmerten, zusammengeschnurrten Gesichtern, schwarzen Hälsen und ebensolchen Schnurrbärten, — im Großen und Ganzen eine nicht einmal durch Intelligenz ihre sonstigen Defekte deckende Kollektion moderner Emanzipirten, selten ein Weib darunter, das der alte Homer gleich der Penelope „vier Rinder am Werthe“ geschätzt hätte.

Heute saß alles in merkwürdiger Ruhe und gespannter Erwartung: hatte sich doch die Nachricht verbreitet, daß der Professor heute einen ganz besonders interessanten Fall vorstellen würde. —

Jetzt öffneten sich die beiden Flügelthüren: die Wärter fuhren langsam ein Bett herein, in dem eine Kranke lag. Ihr

Gesicht war ganz unter der Decke versteckt: nur das wunderbare, goldblonde Haar ringelte in starken Strähnen hervor.

Die Spannung im Auditorium wuchs außerordentlich. Es war mäuschenstille. Nach einer Weile kamen die Assistenten in langen, weißen Mänteln mit gewichtigen Mienen — und nahmen vor den Sitzreihen Platz.

Endlich erschien der Professor selber — eine große, stattliche Erscheinung, und begrüßte sein Auditorium mit einer seiner berühmten, tadellosen Verbeugungen. Diejenigen, die ihn gut kannten, sahen auf den ersten Blick, daß der große Arzt heute in sehr guter Stimmung war und machten sich daher auf eine ganz besonders brillante Vorlesung gefaßt. Schwer wäre es zu sagen, welchen Ausdruck das Gesicht des Professors angenommen hatte. Seine Mienen war die eines Schauspielers: anscheinend völlig gleichgültig, ohne jeden bestimmten und greifbaren Ausdruck. Es lag etwas Räthselhaftes in diesen Zügen: schwerlich hätte ein Kranker aus ihnen sein Schicksal zu lesen vermocht. Nur in dem leichten Zucken um die Mundwinkel hätte man wohl eine Neigung zu Skepsis erblicken können.

Der Professor ließ sich das Buch reichen. Drei junge Mediziner wurden aufgerufen, mit ihm den Fall zu untersuchen. Der eine der Aufgerufenen — dem Namen nach ein Deutscher — fehlte; so traten nur die beiden anderen, zwei Russen, an das Krankenbett hervor.

„Meine Herren! — begann der Professor — wir haben heute einen zugleich seltenen und interessanten Fall. Es handelt sich um ein junges Mädchen, das gestern Nacht in das Krankenhaus gebracht wurde, nachdem man es unten am Zürichhorn bewußtlos aufgefunden hatte. Sie befindet sich auch jetzt noch in einem somnolenten Zustande. Nähere Angaben über Alter, Herkunft und die Ursachen ihrer Erkrankung fehlen daher gänzlich, und so müssen wir diesmal auf die Anamnese verzichten und versuchen, gestützt auf rein objektive Symptome zu einer Diagnose zu kommen.

Woran werden Sie wohl — wandte sich der Professor an einen der Russen — in erster Linie denken, wenn Sie zu einem Fall wie diesem hier gerufen werden?

Der Russe zögerte mit der Antwort.

„Nun — sagte der Professor — wenn ein junges, hübsches Mädchen bewußtlos allein im Walde gefunden wird?"

„Wird es sein eine romantische Selbstmordaffaire — stotterte endlich der Russe in schlechtem Deutsch.

„Ganz recht! — versetzte der Professor — es besteht sofort Verdacht auf Selbstmord!"

Bei diesen Worten ging die Thüre auf. Herein trat ein schlanker, bleicher junger Mann mit finsterm, zerstörtem Gesicht und wirren Haaren; wir kennen ihn bereits: es ist unser Held Rudi. Er war sehr übernächtigt und wollte sich eben setzen, als ihn einer der Assistenten ans Krankenbett heranrief. Er war der Dritte von den Aufgerufenen. Gleichgültig trat er an das Bett der Kranken heran und machte vor dem Professor eine stumme Verbeugung. Auf der vordersten Bank aber konnte man hören, wie eine schwarzäugige Russin einer Kollegin ins Ohr flüsterte:

„Das ist der tolle Deutsche"!

Der Professor fuhr fort:

„Meine Herren! Mit der zunehmenden Aufklärung wird der Selbstmord eine immer häufigere Erscheinung. Wir Aerzte kommen heutzutage oft genug in die Lage, unsere Kunst an solchen Patienten zu üben, die versucht haben, ihrem irdischen Dasein ein gewaltsames Ende zu bereiten."

Rudi stutzte. Wie konnte hier von Selbstmord die Rede sein?

Ihm wurde eigenthümlich unbehaglich. Er wußte selber nicht, warum. Aber es kam über ihn wie das Vorgefühl eines großen, bangen Schmerzes.

Seine Augen glitten über das Krankenbett. —

Diese wunderbaren Locken — wo hatte er die nur schon gesehen.

So selten schönes Haar besaß doch eigentlich nur seine Elisabeth.

Ach, wie oft hatte er darin gewühlt? Wie oft sich in süßen, trauten Stunden die langen, weichen Ringel um den Hals gelegt, und wie oft damit gespielt mit der andächtigen Zärtlichkeit eines Kindes? —

Aber Elisabeth war doch fern, weit in der Ferne. —

Es konnte nicht sein — es war unmöglich. —

Und doch — war sie nicht vor wenigen Tagen bei ihm gewesen — sie, die die Trennung von ihm nie überwunden hatte? Hatte sie ihn nicht angefleht, doch wieder ihr Märchenprinz zu sein, ihr Flammenheld, ihr Ein und Alles? Und scheute sie irgend ein Hinderniß, in seine Nähe zu kommen?

Das war vor wenigen Tagen —

Rudi machte, wie häufig, eine Segelfahrt über den See. Es war ziemlich stürmisches Wetter. Kein Boot auf dem ganzen See. Nur in der Ferne — am Zürichhorn — bemerkte er einen Kahn, der, wie es schien, steuerlos über den See trieb und in jedem Momente umzuschlagen drohte.

Die Sache interessirte ihn. Er hielt auf den Kahn zu. Es mußte ein Weib darin sein. Denn die langen, blonden Locken ringelten über den Kahnbord nach rechts und links, und spiegelten im Wasser, das hier wie flüssiges Gold schimmerte. Entweder schlief sie, oder sie war todt. Rudi steuerte jetzt gerade auf den Kahn zu. —

Das Weib mußte todt sein. —

Denn regungslos, die Arme unter dem Hinterhaupte verschlungen, mit fest geschlossenen Augen lag sie da. —

Aber welcher Schrecken packte ihn dann, als er in dem Weibe seine Geliebte erkannte! Seine blonde Elisabeth! Laut rief er ihren Namen, wie elektrisirt sprang sie in die Höhe und wäre ins Wasser gefallen, hätte nicht Rudi sie gehalten und zu sich ins Boot hinübergezogen!

„Aber Elisabeth! was machst Du mir für waghalsige Sachen? sagte er weich, während sie sich scheu an ihn schmiegte, wie ein Kind, das über einen närrischen Streich ertappt wurde. — „Wie leicht konnte Dein Boot hier umschlagen und wärest dann elend umgekommen!“

Er strich ihr leise das Haar, beugte sich zu ihr nieder und küßte ihre schöne, weiße Stirn. Sie legte ihren Kopf auf seinen Schooß, wie sie das früher gethan hatte, schlang ihre Arme von unten um seinen Hals und schluchzte bitterlich.

„Ach, Rudi! mir ist jetzt alles gleichgültig. Seitdem Du mich verlassen hast, ist meine Ruhe dahin. Ich weiß es wohl: nur der Tod kann mir Erlösung bringen! Aber warum mußtest Du mich gerade am Tode hindern? O, Du bist grausam!“

Er wurde weich. Warum diese schöne Mädchenknospe vernichten, ehe sie aufgeblüht? Warum aus frivolen Egoismus des Genies ein Weib verstoßen, nachdem er den Honig von der thaufrischen Blüthe genascht hatte? Nein, er konnte es nicht über das Herz bringen, gegen sie rauh zu sein. Ach, und wie sie sich an ihn schmiegte, so ganz Weib, so ganz aufgelöst, zitternd nach der Gunst des Mannes!

„Küsse mich! bat sie leise, mit einschmeichelnder Stimme — während ihr Schluchzen nachließ.

Er drückte seine kalten Lippen auf ihren heißen Mund, sie griff sie mit ihren kleinen, weißen Zähnchen und saugte sich fest an seinem Munde, klammerte sich fest um Hals und Brust.

Lange hielt sie ihn fest in ihren Armen, wie wenn sie ihm die Seele aussaugen wollte. Dann legte sie sich nieder in seinen Schooß, und weinte wieder leise und bitterlich. Dort am Horizonte ging gerade unter trüben Wolken der Mond auf.

Der Wind trieb das Boot ziemlich hoch auf die See hinaus. Wie ein Gespenst flatterte oben das Segel am Boote. Einsam fuhren die beiden Menschenkinder mit ihrem Leid und Wehe über die vom Abendwinde leicht gewellte See. Schon lagerten sich die Schatten der Nacht über die schweigende Landschaft.

In Rudis Herzen kämpften die guten und bösen Dämonen. Bald drängte es ihn, das schöne Weib, das da zu seinen Füßen lag, zu umarmen, und Brust an Brust und Lipp' an Lippe, ihr Leib und Wesen zu verschmelzen! Aber nein! Das hieß eine Entweihung der ernsten Stimmung, das wäre eine Schmach für ihre edle, treue Liebe. —

Dann wieder neigte er zu gänzlicher Versöhnung. War das nicht jene unverbrüchliche, märchenhafte Liebe, wie er sie

früher nie gefunden, ja nicht einmal für möglich gehalten hatte? War das nicht ein wahrhaft stolzes, braves Weib, das ihrer Liebe willen allem entsagte?

O, ihr Thoren! Die ihr sagt, im Weibe sei Falschheit, und keine echte Liebe vermöge ihr Herz zu erfüllen!

Ihr habt echte Frauenliebe nie erfahren — diese beseligende, wilde Gluth — diese daseinserquickende, alles wagende, alles verachtende, alle Schranken keck überspringende Steigerung der Lebensfunktion. —

Ja, das war eine echte, große Frauenliebe! —

Aber sich für immer an ein Wesen ketten, mit ihr gemeinsam all die tausend Niedrigkeiten menschlichen Daseins durchzukosten, mit ihr all die kleinen Unzuträglichkeiten menschlicher Organisation durchzumachen, und vor Allem — sich dabei gegenseitig stets im Negligée des Geistes und Leibes zu beobachten — nein, das ertrug er nicht, das vernichtete alle Seligkeit und Feinheit der Scham, stumpfte den Geist ab, und zog beide hinab auf das niedrige Niveau einer geregelten Alltags-Ehe!

Nein — nur keine Fesseln — nur keinen Zwang! —

Die Liebe sei ein kurzer, wilder Brand, der zwei Flammen heiß ineinanderzüngeln läßt in tollem Wollustrausche. —

Aber nur nicht dieses edelste, daseinskräftigende Moment entwürdigen, indem man es in die Alltagswelt hineinzog, mit Essen und Trinken, Kleidern, Kindern und anderen schlechten Ideen! —

Elisabeth verfolgte mit bangem Blick die Züge seines Gesichtes. Da huschten die Gedanken wie Schatten darüber — bald hell und freudig, bald finster und trübe. Endlich nahm sein Gesicht den gewohnten gleichgültigen, etwas herben Ausdruck an. Sie fühlte es: ihr Geschick war besiegelt. Sie weinte wieder heftiger und umschlang seinen Hals. Sie küßte ihn auf Lippen und Augen, preßte ihn an sich, und erwies ihm alle Liebkosungen, wie wenn sie ihn zum letzten Male sähe, zum letzten Male in ihren Armen hielte. —

Dann wurde sie still und gefaßt, und als sie endlich ans Land stiegen, ging sie schweigend neben ihm her. Den

ganzen Abend war sie merkwürdig ruhig. Nur ihre Augen strahlten einen eigenartigen, starren Glanz und hingen immer an seinen Lippen, seinen Augen. Als sie endlich zu Hause waren, dachte Rudi es zu machen, wie der edle Totila in Dahns „Kampf um Rom“ mit der schönen Amadaswintha. Aber Elisabeths Wesen war plötzlich wie umgewandelt. Ihre Augen leuchteten in verzehrender Gluth, von ihrem Haare ging ein feiner feuchter Schimmer aus, die feinen Aederchen an der weißen Schläfe schimmerten deutlich als bläulich-rothe Streifen durch die glänzende Haut hindurch, ihr Busen hob und senkte sich in schneller Folge — ihr ganzes Wesen befand sich in leidenschaftlicher Spannung. Wie eine Bacchantin erschien sie mit ihren üppigen, leicht vibrirenden Lippen, den geblähten Nasenflügeln und den glückstrahlenden Augen.

Er wollte ihr Morphium geben —

Aber sie schlug ihm das Pulver aus der Hand uud umschlang ihn mit so wilder Gluth, und küßte ihn mit so heißer Gier, daß auch er in Feuer gerieth und sich nun ihrem leidenschaftlichen Drange nicht mehr entsagen konnte. —

Du keusche, sanfte, im Genusse sonst so schüchterne Elisabeth, wohin Deine Eriken-hafte, träumerische Ergebenheit, wohin Dein unschuldsvolles, madonnenhaftes Küssen, das nur leise wie ein Hauch und schämig die Lippen berührte?

Sie liebte heute wie eine Mänade und konnte nicht satt werden. Wie eine Wildkatze sog sie sich fest an seinem Halse — ganz schrankenloses, feuriges, brutales Sich-Hingeben — eine bissige, tolle, sinnlose Buhlschaft. —

Am andern Morgen war sie sehr schweigsam. Er redete lange auf sie ein, um sie zu überzeugen, daß es das Beste sei, wenn sie wieder in die Heimath zurückkehrte. Sie ließ sich ruhig zur Bahn bringen. Nur bevor sie in den Zug stieg, bemächtigte sich ihrer eine fieberhafte Unruhe, sie wollte ihn garnicht von sich lassen, preßte ihn an sich, als ob sie für immer von ihm scheiden müßte, und weinte und schluchzte wie ein Kind, dem man das Liebste genommen. Lange noch schaute sie ihm nach, als der Zug sie davonführte. Beruhigt ging Rudi nach Hause. Er ahnte nicht im Entferntesten, daß

Elisabeth bereits entschlossen war, an das Werk der Selbstvernichtung zu gehen.

Gleich auf der ersten Station stieg sie aus, kehrte nach Zürich zurück, und ließ sich nach dem Zürichhorn übersetzen, in dessen Nähe Rudi sie im Boote treibend getroffen hatte. In dem kleinen Wäldchen, dort auf einer alten, morschen Bank, unter einer mächtigen Erle ließ sie sich nieder. —

Das war ein herrlicher Morgen! —

Silberne Nebelschleier, von einem golden-rosigen Saume umtanzt, wallten wie Sylphen über den blauen Spiegel des Seees, als könnten sie sich nicht trennen von dem klaren Elemente, das sie geboren. Aber ein leichtes Lüftchen fuhr dazwischen, hob sie empor und trug sie hinauf, dem Himmel entgegen.

Eine Nachtigall sang über ihr ihr erstes Liebeslied — das klang so süß, so wehmüthig — und doch so lebensfroh!

Elisabeth hielt das Medaillon in der Hand, das er ihr einst mit seinem Bilde geschenkt hatte. Könnte sie ihn noch einmal küssen, ihm noch einmal in die Augen sehen! —

Aber nein! Es mußte ein Ende sein! Nach dieser Nacht war sie tot für ihn, mußte sie für ihn tot sein! —

Sie weinte — stille, kummervolle Thränen. Dann wurde sie stiller. Regungslos saß sie, wie versteinert. Es war ihr, als ob die Gedanken ihr stille ständen. Nach einer Weile schüttelte sie die dumpfe Lethargie ab. Sie verfiel in Grübeln. Wie? Mußte denn für immer geschieden sein von dieser lachenden Welt? Ach, käme er doch und spräche zu ihr ein gutes Wort! Alles würde sie für ihn thun, sich wie eine Sklavin für ihn quälen, dürfte sie nur um ihn sein, nur Tisch und Bett mit ihm theilen! Aber wie sie daran dachte, daß er immer rauh und tyrannisch gegen sie gewesen, daß er sie ganz geknechtet und in den Bann seines überlegenen Wesens geschlagen! Da regte sich ihr Stolz! Nein! — sterben — sterben! Kein Wiedersehen! —

Rasch nahm sie die Morphium-Pulver, die sie heute früh unbemerkt zu sich gesteckt hatte — schnell — es sollte ein Ende sein. Aber wie sie die Pulver genossen hatte, wurde sie

unruhig. Es kam ihr vor, als hätte sie ein Verbrechen begangen. Sie sprang auf und ging hastig umher, indem ihre Gedanken bald hierhin bald dorthin irrten. Dann war es ihr unwillkürlich, als müßte sie um Hilfe schreien — eine unheimliche, ungewisse riesengroße Angst faßte sie und lähmte ihre Schritte. Doch nein — jetzt gab es kein Zurück mehr, jetzt galt's den Tod ins Antlitz schauen. — Aber wer würde an sie denken, wenn sie hier so mutterseelenallein sterben müßte; Sie wollte zu ihm stürzen! Noch hatte sie ja Kräfte! Sich ihm zu Füßen werfen und dann sterben in seinen Armen, unter seinen Küssen! O, wie seliger Tod — wenn er dann weinte, und mit seinen heißen Thränen ihren sterbenden Leib benetzte und sie ihm noch mit dem letzten, innigsten Hauche ihres Lebens leise flüsterte: „Ich verzeihe Dir! Lebewohl!?" —

Sie wurde ruhiger. Das Gift fing an zu wirken. Die Glieder wurden ihr schwer. Sie mußte sich setzen. —

Ein wohliges Gefühl der Sättigung erfaßte sie. Sie kam sich vor wie auf Wolken schwebend, und von silbernen Schwänen, leicht mit den Flügeln rauschenden, dahingetragen in sonniger Höhe — die Arme sanken ihr leis auf den Schooß, das Haupt neigte sich zum Busen, die Lider senkten sich, ohne daß sie Anstrengungen machte, sie zu öffnen, —

Ihr war so leicht — so engelhaft — glücklich —

Es durchrieselte sie wie ein warmer, wollüstiger Strom.

Das war in der Dämmerstunde. Sie lag an Rudis Herzen, eng an ihn geschmiegt. Sie sprachen kein Wort mit einander. Und doch hielten sie heimliche, innige Zwiesprache: jeder hörte des andern Atem, hörte des andern Herze pochen. Jetzt bewegte sich Rudi. Sie weiß es, er wird sie küssen, heiß und innig. O, sie schloß fest die Augen und wollte auch recht stille halten, um ganz seinen vollen, leidenschaftlichen Kuß zu empfinden. Aber hier brach ihr Gedankenlauf plötzlich ab: ein anderes Bild gaukelte vor ihrem Geiste. Wie sie sich ihm zum ersten Male ganz ergab und die Leiber sich einander fanden und sie — halb schüchterne Verschämtheit, halb aufflackernde Glut — sich an ihn schmiegte. Ach der Böse! Sie wollte ihm am andern Morgen schmollen, und ihm

bitterböse sein — acht Tage lang. Aber wenn er nun bittend zu ihr käme, wie wollte sie ihn mit ihrer Sprödigkeit quälen, bis sie ihm endlich um den Hals fiele und sagte: Ich habe Dir alles verziehen!"

Derweilen senkte sich tieferer und tieferer Schlaf über sie. Ihre Gedanken unterbrachen sich häufig — dann wirbelten sie durch einander in unheimlicher Fülle — ihre Atemzüge wurden flacher, unregelmäßiger — ein Schauer durchzuckte ihren Leib — und sie war in tiefen Morphium-Schlaf versunken. —

Und da saß nun das junge, schöne Weib, die Arme schlaff herabgesunken, das blasse Köpfchen wie nachsinnend nach vorn über geneigt, und das selige, unschuldvolle Lächeln eines Kindes umspielte ihre bleichen, schwellenden Lippen, und die Winde spielten mit ihren ringelnden Goldlöckchen neckische Spiele und die Nachtigall kam und setzte sich zu ihr und sang ihr schmelzendes, frohes Lied von Lebenslust und Liebessehnsucht, und die Wellen des Sees schlugen immer übermüthiger und toller an den Strand, wie um darüber emporzuschauen auf das wundersame Menschenkind, das da saß wie ein Märchenbild, so hold und schön . . . —

Erst am späten Nachmittag fanden sie Leute, die auf einer Segelfahrt hierher gelangten. Andachtsvoll standen sie lange um sie herum; sie dachten das schöne Weib schliefe. Aber wie sie immer noch nicht erwachte, trotzdem sie riefen und ihre Stirn mit dem frischen Wasser des Sees benetzten, da merkten sie, daß das kein gewöhnlicher Schlaf sein könne. Sie athmete noch leise. So nahmen sie sie, trugen sie behutsam in ihr Boot, und brachten sie in die Klinik. —

Rudi starrte immer noch auf die goldenen Locken der Kranken, indem alles Erlebte in schnellen Bildern an seinem geistigen Auge vorüberflog. Der Gedanke, daß es Elisabeth sei, die Hand an sich gelegt habe, stieg in immer furchtbarerer Gewißheit in ihm auf. Wie er aber gar den Professor von Morphium reden hörte, da war ihm auf einem Male alles klar. Schon gestern Abend war ihm aufgefallen, daß von seinen Morphiumpulvern so viele fehlten. Nur Elisabeth konnte sie genommen haben! Sie war es also! Sie war die Selbst-

mörderin! Und warum hatte sie ihr Leben von sich geworfen? — Weil er sie verstoßen, ihre heiße Liebe als ein achtloses Gut von sich gewiesen hatte! — Ein Gefühl bitterster Reue erfaßte ihn, es durchbohrte ihn wie mit tausend scharfen Dolchen, vor den Augen begann es ihm zu flimmern, die Dämonen der Schuld sah er gespenstisch ihn umflattern, die rollten die Augen nnd wetzten die Krallen, und rings um ihn rief es aus allen Winkeln „Mörder!“ Mörder!“ —

Kaum vermochte er seine Fassung zu bewahren. Und als der Professor eine Frage an ihn richtete, antwortete er nur abgebrochen mit tonloser Stimme.

Aber doch hatte die Kranke den Klang seiner Worte vernommen. Sie fing an, sich zu regen, leise zog sie die Decke von ihrem Gesichte und wie nun immer mehr ihre blassen, schönen Züge zum Vorschein kamen, da hatte die Ueberraschung keine Grenzen im ganzen Auditorium. Alles blickte mit gespannten Mienen nach der Kranken. Totenstille herrschte. Matt öffnete sie die müden Augen, und leise, wie vor sich hinmurmelnd, kam es von ihren Lippen — das klang wie „Rudi.“ Da vermochte er nicht mehr an sich zu halten. Mit einem lauten Aufschrei stürzte er an ihr Bett und rief laut ihren Namen, mit einer Stimme, so voll namenloser Verzweiflung, so voll inniger Zärtlichkeit, als ob es gälte, sie aus dem Tode zu erwecken. --

Sie öffnete die Augen ganz und sah ihn an mit einem Blick, der ihn fast hätte weinen machen: Das war der todesmatte, todestraurige, milde, alles verzeihende Blick einer Sterbenden! Wie vom Schlag gerührt stürzte er nieder vor ihrem Bette und schloß sie in seine Arme „Elisabeth! warum hast Du mir das gethan?“ ächzte er, während sie nur immer leise mit schwacher Stimme seinen Namen stammelte. —

Auf einen Wink des Professors verließen die Hörer den Saal. — Die Scene hüllte sich in Schweigen. —

Man vernahm nur noch das Schluchzen der Beiden, die sich wiedergefunden. — —

Der Engel des Todes

Rudis Wohnung lag oben am Zürichberge. Da stand ein kleines, zweistöckiges Haus, dessen Front bis zum Giebel mit Epheu bewachsen war, und an dessen Seiten wildwuchernder Wein in die Höhe ragte. Ein idyllisches, stilles Heim, wie geschaffen, um darin zu dichten und zu denken. Rudi genoß oben von seinem Giebelfenster aus einen wunderbaren Blick über die ganze Züricher Landschaftsscenerie. In der Ferne nach links die Schneeriesen der Schweizer Hochalpen, vor sich unten den blanken blauen Spiegel des Züricher Sees, und sich gerade gegenüber den Uetli.

Hierher in seine abgelegene, weltferne Klause hatte er die sterbende Elisabeth in einer Sänfte tragen lassen. Die Vorhänge zu dem weiten Giebelfenster, das sonst die Sonne in breiten Lichtwellen hereinfluten ließ, waren verschlossen. Ein freundliches Halbdunkel erfüllte den Raum.

Es war sein Studierzimmer.

An der Wand ein Paar Säbel, ein Paar Pistolen, eine alte Violine, Bilder von Schopenhauer, Ibsen, Nietzsche und Virchow, dann ein Paar Handzeichnungen von ihm selber, mephistophelische Köpfe mit Nirwanagesichtern, auf seinem Schreibtisch ein wundervoll präparirter, glänzendweißer Menschenschädel — Das war neben einer mächtigen Bibliothek die ganze Ausstattung. —

Rudi saß vor ihrem Bette. Mit der linken Hand das Haupt stützend, mit der rechten ihr Handgelenk umklammerd und den schwachen Puls kontrollirend, der immer schlechter und schlechter wurde. —

Sie war noch nicht wieder erwacht, seitdem sie ihn in der Klinik erkannt hatte. Regungslos lag sie da, wie eine Marmorstatue. Eine feine Röte huschte oft über ihre blassen Wangen, wie ein Hauch neuer Lebensgeister — aber ebenso schnell verschwand sie wieder. Matt und unregelmäßig schlug das Herz.

Er gab ihr große Dosen Aether — um ein Letztes zu versuchen. Kaum zuckte ihr Arm, als er die feine Kanüle einstach, um die Einspritzung zu machen. Mit krampfhafter Spannung verfolgte er ihren Zustand: seine Sinne arbeiteten mit gesteigerter Sicherheit. Nicht die feinste Veränderung des Pulses entging seinem tastenden Finger, wie einer bezaubernden Musik lauschte sein Ohr ihrem schwachen Athem und bald bemerkte sein geschärftes Auge, daß die Athmung sich hob: Der Aether begann zu wirken. Bald verschwand der zartbläuliche Ton aus der durchsichtigen Haut, sie wurde mattrosa und glänzender; das Herz schlug kräftiger.

Er tröpfelte ihr langsam eiskaltes Wasser auf die Haut. Da gab sie ein erstes Lebenszeichen; für den Arzt ein Hoffnungsstrahl: sie hüstelte. —

Er flößte ihr etwas starken Kaffee ein, den sie annahm. Noch einige Sekunden, und sie schlug die Augen auf. Sie war wieder zu Bewußtsein gekommen.

Sie erkannte ihn sofort. Ein mattes, seliges Lächeln gab ihrem leidenden Gesichtsausdrucke etwas Unsäglich-Rührendes, Engelhaftes. Sie schaute sich um im Zimmer — das kam ihr alles so bekannt vor, so traulich. Das bösartige Gesicht Schopenhauers, den sie immer ihrem alten Stiefvater verglichen hatte, dann der räthselvolle, bissige Kopf Ibsens, in dem soviel Falten als Fragen und Ausrufszeichen einen einheitlichen psychologischen Eindruck unmöglich machten, dann die düstern, vergrübelten Züge Nietzsches, über die sich bereits wie ein feiner Schleier die Nacht des Wahnsinns legte, endlich das Bild des

berühmten Gelehrten mit dem klugen Eleaten-Gesicht, das ihr besonders heilig war, da er ihr von dem großen Pathologen soviel Originelles erzählt hatte. —

Das waren alles liebe, traute Bekannte, — selbst der alte macerirte Menschenschädel, der da in philosophischer Indifferenz von seinem hohen Piedestal herabschaute, und den sie sonst immer mit einer gewissen ängstlichen Ehrfurcht aus der Ferne betrachtet hatte, erschien ihr heute gar nicht so schreckhaft wie sonst —

Rudi verfolgte mit wachsender Freude das Wiedererwachen ihres Geistes — er schlug die Vorhänge zurück, und herein fluthete die frische Frühlingsluft, die freie, reine Luft der Berge und ein heller Lichtstrom. Ihre Züge belebten sich. Sie wollte reden. Aber er drohte ihr gleich mit dem Finger und verschloß ihre Lippen mit zärtlichen Küssen.

Ihr Zustand besserte sich wirklich zusehends. War das ein Zeichen des Wiederauflebens der gelähmten Lebenskraft, die das Gespenst des Todes siegreich überwand, oder war das nur ein letztes Aufflackern der gewaltsam gereizten Lebensgeister? —

Er drückte sie leise in die Kissen nieder, beugte sich über ihr bleiches Antlitz und küßte sie innig. Wie hatte er nur dieses sonnige Wesen von sich stoßen können in prahlerischer Nirwanastimmung? Um sie dadurch der Verzweiflung, dem Tode in die Arme zu treiben! —

Sie streichelte ihm sein sammetweiches, wirres Haar und erwiederte sein Kosen mit aller Inbrust.

„Verzeihst Du mir, Rudi?" — fragte sie leise, mit demüthig bittendem Blicke.

Da konnte er nicht mehr an sich halten. Sein Haupt sank in die Kissen und er weinte bitterlich. Sie suchte ihn zu beruhigen, liebkoste ihn, rief seinen Namen — aber es dauerte lange, ehe sein erschütterter Geist sein Gleichgewicht wiederfand. Bald gewann er Ruhe genug, ihren Zustand aufmerksam zu verfolgen. Noch war Athmung und Puls gut. Es galt, nur die bösen Anfälle von Schlafsucht zu überwinden, aus denen ein Erwachen so schwer ist. Ein Anfall konnte sie töten. —

Er begann ihr zu erzählen. Aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit, aus dem vielen Heitern und Trüben, das sie zusammen erfahren hatten. —

Wie er sie einst an einem lachenden Maimorgen im Thiergarten auf seltsame Weise kennen gelernt hatte! Da plötzlich hinter ihm, dem ruhig Dahinwandelnden, ein Gefährt herangejagt kam, darin ein junges Mädchen saß mit wunderbarem blonden Haar und ein alter Herr, der sich vergebens bemühte, das scheu gewordene Pferd zu zügeln. Wie das Mädchen verzweifelnd die Hände rang — wie er an das heransausende Gefährt heransprang und unter Lebensgefahr das tolle Pferd mit übermenschlicher Kraft zum Stehen brachte! Wie er sie dann nach Hause geleitete, während der alte Herr — ihr Stiefvater — das Gefährt besorgte, wie sie sich später allein im Thiergarten trafen, wie die Herzen sich fanden und sie sich lieben lernten —

O, das war eine schöne Zeit — wie ein süßer Traum erschien es ihr. „Du Böser! wirst Du mich wohl noch einmal verstoßen?" fragte sie wie schmollend, indem sie ihn umarmte.

„Nein, mein Herz, nun wollen wir zusammenhalten, treu bis ans Ende" erwiederte er herzlich und warm, nicht ahnend, wie nahe ihr das Ende bevorstand.

Dann bat sie ihn, ihr etwas vorzulesen.

Er holte Grimm's Märchen, die sie beide über alles liebten, und las ihr mit großer Andacht vor, von den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, von den verwunschenen Prinzen und verzauberten Königstöchtern, und hatte seine helle Freude daran, wie ihre Augen in kindlicher Lust erstrahlten, wenn dem treuen alten Diener wieder ein Reif vom Herzen sprang oder die Falschheit der bösen Schwiegermutter erkannt ward oder der garstige, böse Unhold sich endlich als schöner Fürstensohn entzauberte.

In ihrer ganzen bunten Fülle und schlichten Pracht that sich vor ihnen die alte, wundersame Märchenwelt auf — und beider Herzen gingen ganz darin unter.

Ihr war so selig, so weltentrückt! —

Auch ihr kam es plötzlich vor, als hätte die böse Hexe sie mit dem Zauberstab berührt, und könnte nun nicht widerstehen und müßte schlafen, bis in alle Ewigkeit.

Erst später merkte Rudi, daß sie nicht mehr aufhorchte. Ihre Lider waren halb geschlossen — oft sanken sie ganz herab.

Rudi wurde ängstlich. Er wußte, wie groß die Gefahr sei!

Jetzt galt es! Leben und Tod!

Hastig warf er das Buch weg! Unentschlossen irrte sein verzweifelter Blick einige Momente im Zimmer umher. Da erblickte er seine alte Violine, die da mit verstimmten Saiten an der Wand hing! Eine Idee durchzuckte wie ein erlösender Lichtstrahl sein Hirn! Er sprang auf und nahm sie herab und begann zu spielen. —

Sein liebster Meister — Vater Ludwig — stand plötzlich im Geiste vor ihm, wie er durch den Zauber seiner Töne das gramgebeugte, totwunde Weib zum Leben weckt, und wunderbaren Balsam in die schwere Herzenswunde senkt! —

Wie? Sollte es ihm nicht gelingen, die sterbensmatten Lebensgeister dieses schönen Menschenkindes zu neuer Lebensflamme zu entfachen? —

Ein Spiel mit dem Teufel! — mit dem Tode! — um die Wette! —

Hei! wie drängte sich da Melodie an Melodie! wie sprangen ihm in üppiger Folge unter des Bogens Zauberhauch der Akkorde blumige Gedankenreihen hervor! So hatte er niemals gespielt, so niemals seine treue Geige bemeistert. —

Alles legte er in dieses Spiel hinein — seines Wesens tiefinnerste, verzückte Seelenqual — sein heiß dämonisch Ringen mit des Schicksals bangen Mächten — Erlösungswonne — Todesseufzer —

Ein Spiel, um in mitternächtlich — grauser Stunde der Toten dürr Gebein zum klappernd Menuette zu erwecken! —

Das war ein alter Zigeuner-Philosoph, der da uralte, angestammte indische Weisheit — ihm selber kaum verständlich — entlockt dem Geisterreich der Töne —

Hörst Du, wie schaurig-wild erklingt der Veden kraftvoll Sang? Das ist Ormuzs — Das ist Ahriman! Die streiten um die sterbend Seele! Die ächzt und stöhnt! — — Und grimmiger wird der Kampf! Und greller tanzt der Töne wirbelnd Schwarm! Ein letztes machtvoll Ringen! Ein letzter machtvoll Klang! Und froh und siegreich tönt des Lebens quellend, rieselnd leichter Sang!

Ormuzd hat gesiegt. Die Seele ist gerettet! —

Rudis Musik wirkte. —

Elisabeth fühlte, wie ein neuer Strom warmen Lebens sich durch ihren Leib ergoß und die Schwäche zurückdämmte, die sie schon mit sieghafter erdrückender Gewalt zu packen drohte. Ein unschuldsvolles, reines Lächeln verklärte ihre matten Züge, während sie, die Kinderaugen weit geöffnet, den Tönen lauschte.

Schon glaubte Rudi für immer das Gespenst des Todes gebannt zu haben. Schon dachte er stolz zu triumphieren über dessen drohend Macht. „Tod, wo ist dein Sieg?“ so rief es wild in ihm! Doch warte, Menschlein! warte! Niemals erlahmt des Todes mächtger Arm! — —

Es wurde später und später. Bereits stand die volle Scheibe des Mondes hoch im Zenithe und sandte seine goldig-fahlen Strahlen in das einsame Zimmer dort oben am Zürichberge hinein, wo ein Menschenkind dalag, auf den Tod verwundet, und ein anderes danach rang, dem Tod sein Opfer zu entreißen, das er bereits mit sehnigem Arm umklammerte.

„Ich bin müde, Rudi“ — hauchte sie leise, — „laß mich schlafen, nur eine kleine Weile — ich will auch gleich wieder aufwachen! Nur ein Weilchen laß mich schlafen!“

„Du darfst nicht schlafen! Elisabeth — erwiederte er ängstlich — eindringlich, — Der Schlaf ist Dein Tod! Noch kreist das Gift in Deinen Adern und hat Macht über Dich, und wenn Dich der Schlaf übermannt, dann schleicht es Dir heimlich zu des Lebens Quell und tötet Dich! Drum schlafe nicht, mein Herze! Komm, sei gut, und höre, was ich spiele! Alle Deine Lieblingsstücke will ich Dir spielen, weißt Du? Zuerst „Das Veilchen“. Denkst Du noch daran, als

ich dirs zum ersten Male fiedelte! Dort oben in der Heimat? in der Mark? am gespenstisch-düstern Teufelssee? Wie wir in einer schönen Sommernacht dort saßen — weißt Du, unter der alten Weide, die traurig-müde ihre Zweige ins Wasser hinabhängen ließ — und die Mondesstrahlen über den See hin haschten nach den blassen Seejungfrauen — und Dein Haupt, Dein Lockenköpfchen, warm auf meinem Schooße ruhte? Denkst Du daran? Und da spielte ich das liebe Lied „Das Veilchen“, hörst Du, — und genau so will ich es Dir wieder spielen — horch!“ —

Und dicht zu ihr an das Bett sich setzend, spielte er leis und wehmüthig — Das Veilchen — das da einsam stand —

Wohl lächelte ein Zug rührendster Zufriedenheit und kindlich-reinen Glückes in ihrem bleichen Antlitz — doch schwerer und schwerer sanken der Lider sammtne Schleier über die ersterbenden Augen — mit unwiderstehlicher Gewalt kam es über sie, zu schlafen — und immer zu schlafen — bis in alle Ewigkeit — den Todesschlaf — —

Rudi warf in verzweifeltem Grimme die Geige in die Ecke! — „Nicht schlafen! mein Liebling! O, Gott! Elisabeth! Nicht träumen! Wach auf! Wache auf.“

Er rief vergebens. —

Namenlose Angst faßte ihn. Schwere Schweißtropfen perlten auf seine Stirne. Er rüttelte sie. Rief laut ihren Namen. —

Vergebens. —

Er gab ihr Kampfer, übergoß sie mit eiskaltem Wasser. —

Es half nichts.

In einer letzten siegreichen Attaque vollendete das Gift sein zerstörendes Werk.

Wie ein Wahnsinniger stürmte Rudi im Zimmer umher, die eigenen Gedanken jagend. Er stach sie mit dem Dolche in die blasse Haut, daß das Blut hervortrat und rief mit markerschütternder Stimme, als wollte er das Leben zwingen, zu verweilen. —

Da öffnete sie noch einmal matt die Augen — ein Blick der tiefsten, beglücktesten Liebe — des weltfernen Entrücktseins

— noch ein warmer, letzter Hauch — dann ein kurzes, schnelles Zucken, das wie eine letzte Lebenswelle den Leib durchschauerte — und ihr Auge brach, ihr Herz stand still. Wie von Geistervogels dumpfem Rauschen erschauerte sein erstarrtes Herz! —

O, Tod! So hast du doch gesiegt?!

Mit langsam-sicherer Faust gemordet. —

Und keines Menschen Macht vermags zu ändern — du siehst, wie er gierig seine Opfer umarmt, wie er ihnen langsam schlürfend das Herzblut aussaugt, wie sie ächzen und ringen, den Vampyr von sich zu wälzen — und du stehst dabei, ohnmächtig wie ein Kind, — wild hämmern deine Pulse — du möchtest dies Ungeheuer in tausend Atome zerwürgen, das da unsichtbar mordet des Lebens süßen Hauch — aber in knirschender Verzweiflung siehst du deine Ohnmacht — nichts vermag des Todes Schatten zu bannen! —

Rudis Züge waren wie versteinert. Sein Schmerz unermeßlich. Keine Thräne entquoll seinem Auge. Wie eine Bildsäule saß er vor dem toten Weibe, das da vor ihm lag in aller Jugendschöne, und auf dessen goldne Locken der Mond jetzt zauberhafte Reflexe warf, die leicht huschend über ihr im Tod veredelt Antlitz ihm den Ausdruck überirdischer Verklärtheit gaben.

Und dies schöne Weib hatte ihm gehört — ihm ganz allein! —

Und jetzt tot? Erloschen der lachenden Augen Glanz, verstummt der hellen Stimme holder Klang? — Thaten sich denn nicht die Berge auf, stürmten nicht die Winde und erbebte nicht der Erde Inneres, daß diese frische Menschenblüthe erstarrt war? —

Tot?! — O, kamen nicht die Vögel draußen im Walde und klagten, daß diese Frühlingsblume verwelkt war? —

Er konnte es nicht fassen! —

Grabesgedanken durchzogen sein Hirn. Finstere Empörung gegen des Geschickes Walten umkrampfte sein Herz. Warum, du mächtiger Geist des Alls, mußtest du dieses junge Leben rauben? Warum brechen dieses thaufrische Röslein, das kaum die Kelche der Sonne geöffnet? —

Eiskalt, wie ein Dämon, mit unsichtbarem Arm umklammerte es ihn, und suchte ihn zu erdrosseln. Er wußte nicht, hatte er eigentlich noch Gefühl oder war es schon abgestorben. Gedanken von Tod und Verwesung irrlichterierten in ihm, der ganzen Welt unsäglich Weh packte ihn mit einmal und drohte ihn in erdrückender, dumpfer Last zu bewältigen. —

Er saß und saß immer noch unbeweglich am Bette der Toten.

Seine Züge selber die eines Toten. —

Nur leise erschauerte ab und zu sein Leib vor dem kühlen Morgenhauch, dem ersten Boten des kommenden Tages. —

Bald begann im Osten der Sonne glutrother Ball die Schatten der Nacht zu bannen — bald zitterten ihre ersten schüchternen Strahlen zum Fenster hinein — es begann zu dämmern. —

Eine warme Hand legte sich plötzlich auf seine Schulter.

Neben ihm stand ein Weib, ein stolzes, königliches Weib. —

„Was willst Du hier, Anita? — herrschte er sie an — Hier an der Stätte des Todes! Gehe von mir! Du störst die Ruhe meiner Toten“!

„Wach' auf aus Deiner Betäubung“! — begann sie mit klangvoller Stimme — löse Dein Herz von der Qual stummer Verzeiflung und ertrage das Geschick, das Dich traf mit bösem Schlag. Siehe! Dort kommt die goldne Morgensonne und trotzt den Mächten der Nacht! Willst Du den finsteren Gewalten dich ergeben, die Dein Ich zu lähmen trachten? Auf! Zeige Deines Geistes Schnellkraft und beschäme nicht Deine Freundin, die Dich für einen Mann hielt, gewachsen dem Ansturm ewiger, eisiger Nothwendigkeit!“

O, Anita! schweige still! — erwiederte er finster — Du kannst nicht meinen Schmerz ermessen. Die Nähe des Todes ist furchtbar und ich — ich habe sie sterben sehen, habe in qualvoller Ohnmacht zuschaun müssen, wie sie allmählich dahinstarb. Ich kann mich nicht fassen“!

„So will ich Dir eine Geschichte erzählen — sagte sie ernst. —

Es war ein Mädchen, die zählte kaum zwölf Jahre, die hatte eine Mutter, die sie über alles liebte, eine Mutter, so gut und schön, daß sie ihr Herzblut für sie gelassen hätte. Aber ihr Vater war ein böser, jähzorniger Mann, dem die Eifersucht keine Ruhe ließ. Und als er wieder einmal tobte in jähem Zorne und sein schönes Weib mit plumpen Beschimpfungen überschüttete, nahm die Mutter ihr Töchterlein und ging mit ihr in ihre stille Kammer. Und das war in einer eisig kalten Winternacht — und die Mutter zündete eine Kerze an, deren Licht vor Kälte ängstlich hin und her flatterte — und schrieb einen Brief, schnitt eine Locke ab, legte sie hinein und versiegelte ihn und gab ihn dann dem Mädchen, das verwundert und ängstlich der Mutter zusah. „Mein liebes Kind! — sagte sie dann — nimm diesen Brief und verwahre ihn gut! Und wenn Dir eine Gefahr droht, dann öffne ihn und thue, was darin steht!“ Dann nahm sie aus einem Geheimfach einen wunderbar ciselierten Dolch dessen Schneide im Lichte blitzte. Und umhalste ihr Töchterlein, dem immer bänger wurde, und stieß sich plötzlich, während sie das Mädchen in der Umarmung hielt, den Dolch ins Herze und sank lautlos zu Boden. Und das Kind, dessen Mutter sich tötete vor Gram, bin ich und der Dolch, den meine Mutter mit ihrem Herzblute färbte, — hier ist er! Fühlst Du des Lebens Last als unerträglich — wohlan! — sei ein Mann, und mach' ein schnelles Ende!“

Er nahm den Dolch — betrachtete lange die haarscharfe, glitzernde Schneide — dann gab er ihn ihr schweigend wieder.

Was dieses stolze Weib schon alles an seltsamen Schicksal ertragen hatte! Und ihre imponierende Ruhe! —

Er schämte sich, vor ihr so schwach gewesen zu sein und begann seine Fassung wieder zu gewinnen. Der seltsame Kontrast dieser beiden Frauen, das Ungewöhnliche der Situation wirkten belebend auf seinen erschöpften Geist. Elisabeth mädchenhaft, mittelgroß und schlank, von zart geschwellten Formen — Anita ein königlich-üppiges Weib von reifen Formen — jene mit goldblondem Haar und blassem Teint — diese mit tiefschwarzem, wildem Haar und dunklem Teint —

Elisabeth ganz Anmuth, Andacht, sinnliche Frömmigkeit — Anita ganz Energie, Leidenschaft, genial-bewußte Sinnlichkeit — die eine, seine tote Geliebte, ihn mahnend an Tod und Untergang, und ihn gleichsam zu sich hinabziehend in das Graun ewiger Nacht, ewigen Schweigens, ihm wie ein Todesengel zuraunend: „Komm mit mir! Sei klug und stirb mir nach!" — Die andere, seine Freundin, ihn ins Leben zurückweisend — ihn mahnend an die Pflichten seines Ich's — an das tiefernste: génie oblige! — —

Eine Idee faßte ihn plötzlich. Er sprang auf, holte Gyps hervor, und nahm seiner toten Geliebten die Totenmaske ab.

Anita sah ihm schweigend zu.

Als er aber fertig war, da konnte er sich nicht mehr halten. Mit einmal übermannte ihn die Ermüdung, und wie vom Blitz getroffen sank er nieder — in einen wohlthuenden, lösenden Schlaf.

Anita legte ihm die Glieder etwas bequemer, bedeckte ihn mit einem leichten Teppich, dann warf sie noch einen traurigen Blick auf die beiden Schläfer und ging leise hinaus — —

Tiefes Schweigen in dem kleinen Raume — — — —
— — — — — — — — — —

Am Abend stieß ein Segelboot unten am Alpenquai still vom Lande; hinaus in die See. Vorne am Bug der alte Seemann, der Rudi das Segeln gelehrt und ihn auf so mancher Fahrt begleitet hatte — heute mit ernstem, traurigem Gesichte. Neben ihm ein schlichter, schwarzer Sarg — mit Blumen und Kränzen geschmückt. Hinten im Boote Rudi und Anita — beide schweigend —

Eine trübe, naßkalte Nacht —

Wie Gedanken im Hirne eines Wahnsinnigen jagten dort oben seltsam-barocke Wolkengestalten am Himmelsgewölbe umher, bald in wilder Hast sich überstürzend, bald eine die andere gemächlich verschlingend. — Die Sterne hatten ihre hellen Aeuglein geschlossen, nur hie und da schaute verschlafen einer zu einem Wolkenfenster hinaus — der Mond kroch langsam wie ein Riesenleuchtkäfer am Horizonte empor, als ob er sich

fürchte, in das grausige Gewoge finsterer Wolkenberge unterzutauchen — schwatzhaft plätscherten die Wogen des Sees und schlugen gegen des Bootes Bord, das zu so später Stunde noch ihr Meeresraunen störte — ein leichter Wind fuhr neugierig durch die Segel, um leisewimmernd beim Anblicke der seltsamen Ladung weiterzustreichen.

Sonst Stille ringsum.

Nicht jene gesättigte Stille klarer Sommernächte, wo dein Wesen, gleichsam eins geworden mit der Natur, selig in ihr schwebt und dir selber unbewußt im Weltengeist sich auflöst — keine Sehnsucht deiner schlafenden Wünsche stilles Meer kräuselt, kein leisester Gedankenhauch auf deines Geistes Harfe zittert. —

Nein! — jene seltsam-schwüle Stille wolkentrüber Nächte — wo dein Ohr zwar nichts vernimmt — doch deinem bangen Geist ein ahnungsvolles Rauschen hervorklingt aus dem dumpfen Traum des Alls — wie Geisterrufen — Todesseufzer — wo es dir wie Moderluft aus allen Poren der Mutter Erde entgegendringt — und des Weltgewölbes dämonisch-finstre Maske durch den melancholisch-zarten Schleier mondverhellter Nacht dich angrinst und sich dein trauernd Herz beschlägt mit kaltem Hauch ohnmächtiger Verzagnis — Gedanken blaß wie Mondschein, matt wie Todeslächeln dein lahmes Hirn nur träg durchkreuzen. —

Solch trüber Friede ringsherum. —

Sie fuhren weiter — schweigend. —

Anita hielt die Blicke starr auf ihn gerichtet — wie er dasaß mit halbgeschlossenen Augen — in tiefes Grübeln versunken. Sein Hut neben ihm. Und die Winde schüttelten seine losen Locken, und kühlten ihm die heiße Stirne und die Mondstrahlen warfen scheue, flackernde Reflexe über sein bleiches Antlitz und gaben ihm ein dämonisch-kaltes Gepräge. —

Anita störte ihn nicht. —

Voller Bewunderung schaute sie auf diese feinen, durchgeistigten Züge, wo selbst in ihrer Starrheit noch jede Linie Schwung und Adel bewahrte, und deren kühnes Profil vom dunklem Wolkengrund so scharf sich abhob. So dachte sie sich

Shelley, als er hinaus fuhr in die stürmende, tosende Adria — Daseinsverachtend — hinaus in den Tod! — Und sie? — welch' ein wunderbares Schicksal, das sie mit diesem Manne zusammengeführt hatte! wie wunderbar ihre nächtliche Todesfahrt! —

Auch sie versank in Gedanken. —

Sie fuhren weiter — schweigend. Endlich kam das Eiland in Sicht, wo Rudi nach vielen Mühen für Elisabeth eine Grabstätte erworben hatte.

Das war Ufnau — wo Huttens großer Feuergeist die letzten Träume träumte und — erlag.

Die Arbeiter kamen mit entblößten Häuptern und trugen schweigend den Sarg zur Grabstätte. Ein sanft ansteigender, flacher Hügel, nicht weit vom Strande. Einige niedrige Cypressen darauf. Dazwischen einzelne Felsblöcke. —

Eine natürliche Grabstätte. —

Hier hatte Rudi oft gesessen, den Blick in die Ferne gerichtet, träumend - dichtend. —

Jetzt gab er den Leuten einen Wink — hinab sank der Sarg in die Gruft. Dann wenige Minuten emsigen Grabens — die Gruft war geschlossen, der irdische Leib der Erde wiedergegeben worden. Reich beschenkt entließ er die Totengräber. —

Sie waren allein. —

Ihre Blicke trafen sich.

„Anita! — unterbrach Rudi das Schweigen — ein seltsames Schicksal hat uns zusammengeführt. Wir stehen beide vor einem Wendepunkte. Die Schiffe hinter uns, die zur Heimath uns noch führen konnten, zum fernen Land der Jugend — sie sind verbrannt. Jetzt heißt es „Neue Bahnen!" —

„Neue Bahnen!" — wiederholte ernst Anita, indem sie stolz ihr Haupt erhob und ihn mit flammenden Augen anblickte.

„Anita! fuhr er mit ernster Stimme fort — hier über das Grab der Toten, darein ich mit ihr meine ganze, dumpfe,

wild-empörte Vergangenheit gesenkt habe, über dieses Grab reiche mir deine Hand! Wir sind beide einsame Menschen!"

„Einsame Menschen!" — sprach Anita ihm nach, und reichte ihm die Hand, die er faßte und festhielt.

Zwischen uns bedarf es nicht vieler Worte!" — fuhr er fort — Wir kennen uns! Denn unsere Geister — obwohl erst jetzt vereint — haben einander doch immer gekannt und sind in dieser scheinbar unergründlich wirren Welt des Zufalls einander zugestrebt. Wie zwei Kometen nach wildem Schweifen kraft der Gesetze ihres Laufes im jähen All sich treffen, so fanden nach untrüglich-instinktivem Plan sich unsere Geister! — —

Er schwieg eine Weile.

„Siehst Du! Anita — begann er dann wieder — Mein Leben war bis hierher ein rein egoistisches, nur in mir, von mir und aus mir. Es war das verwegene Spiel eines Geistes, der sich in die abenteuerliche, ewig-kalte Polarzone menschlich-moderner Skepsis verirrt hat, um dort an den hohen, spitzigen, gefährlich glatten Eisbergen der gewagtesten Probleme kühn sich umherzutummeln — ohne je Befriedigung dabei zu finden. Ja! mir wurde immer ängstlicher. Manchmal dachte ich gar, ich müßte wahnsinnig werden vor lauter weltferner Intelligenz und greller Uebersichtigkeit — da riß des Menschenlebens tragische Gewalt mich zurück — des Todes ehernes Walten störte meine Kreise — und nahm mir Elisabeth, die allein mich noch ans Diesseits knüpfte! — —

Siehst Du! Darum war mein Schmerz so unermeßlich. Denn ich fühlte nun, daß ich ganz vereinsamt. —

Du hast mich aufgerichtet! Hast neuen Lebensdrang in mir entfacht!

Und was mein Herz zu überwältigen drohte in jähem Schmerze, das soll ein Motiv mir sein in meinem Leben — zu eigner, innerer Vertiefung soll's mich führen — des Schmerzes wunderthätiger Hauch des Genius' Flügel neu beleben! —

Und siehst Du oben jene beiden Sterne, die hell strahlend bei einander stehn? Beider Glanz ist fast der gleiche — und sobald des einen Licht erflackert und Erlöschen droht dem fahlen Schimmer, erglüht der andre um so voller, um des

Bruders Kraft zu stärken und neuen Glanz ihm zuzuführen! So auch laß uns leben! —

Und so wie jene Sterne ein ewiges Schicksal erglänzen ließ und ihre ewig-starre Bahn sie wandeln in einsam-ruhiger Majestät — so laß auch uns hier unsere irdische Bahn vollenden — eins erleuchtend das andere, eins zehrend am andern! —

Ausleben wollen wir uns! Künstlerisch ausleben; —

Und sollte jemals eines von uns in schnöder Selbstvergessenheit dem hohen Geiste untreu werden, der uns hier geeint in seltner Stunde — so wollen wir wieder an die Sterne denken, die zu unsern Häuptern wandeln! Sie kennen keinen Selbstmord!

In ungestörtem Gleichmaaß soll unser irdisch Leben nun verrinnen!

„Bist Du bereit, Anita?“

„Ich bin es!“ erwiderte sie stolz und feierlich, und indem ihre heißen Augen in seine glühten, während er, mit der Rechten ihre Hand umklammernd, mit der Linken nach den Sternen wies! Lange standen sie so — in tiefem Schweigen — Hand in Hand gefügt und Blick in Blick gebohrt — und der Wind ließ ihre Locken flattern, daß sie miteinander spielten, sich umrankten, wie ihre Geister — Rudi aber war es, als ob aus dem Grabe sich Elisabeth erhöbe, schön und mild wie ein Engel, und ihre Arme segnend ausbreitete über ihn und Anita — —

Fern im Osten tief am Horizonte begann ein graues, fahles Gold das gleichmäßige Dunkel zu lichten. —

Dann flackerten einzelne rosarothe Gluthstreifen empor und zerrissen das finstere Nachtgewölk. —

„Komm, Anita!“ — sagte Rudi — „Laß uns heimfahren! Die Sonne ist aufgegangen!“

Und da war auch schon der Morgensonne feuriger Ball am Firmament emporgestiegen und erfüllte die Atmosphäre mit einem breiten, strahlenden Lichtkegel, der immer mächtiger um sich greifend, bald in ein einziges, großes Lichtmeer sich auflöste. Und die Erde erwachte unter dem Kuß der ersten

Strahlen, und begann allsogleich, ihre thaufrische Pracht zu entfalten — und der See erwachte und spielte sein wild-ausgelassenes Wellenspiel mit dem neckischem Winde — und die Pflanzen erwachten und öffneten die Blumenaugen — — und die Bäume begannen verschlafen ihr Morgengespräch zu raunen — und ward allmählich ein großes, stilles Erwachen der ganzen weiten Gottesnatur! -- Und mit ihr feierten auch zwei Menschenkinder ein Erwachen — ein großes, wildes Erwachen — eine Auferstehung der Geister. —

Sansara

Anita war eine Polin.

Als Kind hatte sie harte Zeiten; denn ihre Mutter, eine schöne, kluge und geistreiche Frau, lebte in denkbar schlechtester Ehe mit ihrem Gatten, einem reichgewordenen Emporkömmling ohne alle Bildung, dessen einzige Beschäftiguug darin bestand, Zigaretten zu rauchen, die Börsenberichte zu studiren und manchmal in albernem Französisch zu parliren. Kein Wunder, daß die junge, feurige Frau endlich den Werbungen ihres Jugendgeliebten, des Grafen St . . . . ., eines schönen und fein gebildeten Aristokraten, Gehör schenkte, und sich um so leidenschaftlicher und inniger ihrer verbotenen Liebe hingab.

Anita war die Frucht dieser heimlichen Liebe.

Als ihr Gatte endlich ihre Untreue entdeckte, war es mit ihrem Lebensglück vorbei. Ihr ferneres Dasein war eine Kette unaufhörlicher Leiden. Als Anita heranwuchs, und die Aehnlichkeit mit ihrem wahren Vater immer deutlicher hervortrat, hatte sie oft Noth, das Kind vor den Wuthanfällen ihres Gatten zu wahren. Anita verabscheute ihn und übertrug ihre ganze kindliche Liebe auf ihre Mutter. Als sie zwölf Jahr alt war, nahm ihre Mutter sich aus Gram das Leben.

Für Anita begann nun eine schwere Schule unaufhörlicher Qualen und Demüthigungen. Wie oft durchweinte sie

nachts qualvolle Nächte über die Beschimpfungen, die ihr Vater der todten Mutter in das Grab nachschleuderte, und über die schmachvolle Behandlung, die ihr selber zu theil ward! Aber ihr Geist ward gestählt in dieser Trübsal; frühzeitig entwickelte sich in ihr eine gewisse Herbheit, eine sieghafte, trotzige Energie, die selbst ihrem Vater imponirte.

Als sie kaum fünfzehn Jahre alt war, fand sie bereits Gelegenheit, eine Probe ihres außerordentlichen Muthes abzulegen.

Da sie trotz der kümmerlichen Pflege, die ihr zu theil wurde, sich immer schöner entwickelte, und bereits in den Mädchenjahren jene vollendete Harmonie des Körpers zeigte, wie sie nur bei außerordentlicher Schönheit sich so früh zu entfalten pflegt, so erregte sie die Begierde ihres Peinigers, der ihr Vater vor der Welt war.

Seitdem sie es merkte, verabscheute sie ihn noch mehr. Ihr Benehmen gegen ihn entsprang aus einem Gemisch von Trotz und Verachtung, während er sie bald durch übertriebene Liebkosungen zu gewinnen, bald durch plumpe Rohheiten und fürchterliche Drohungen einzuschüchtern suchte. —

Das war am Todestage ihrer Mutter.

Eine klare, eisig-kalte Winternacht; eine jener Nächte, wo der Frost dir gleichsam in den Ohren klingt und du dich fürchtest, einen Laut von dir zu geben, weil er dir auf der Zunge erfrieren möchte. —

Einsam und verdüstert saß Anita oben in ihrem stillen Kämmerchen, in dem eine Kerze ein unruhiges, flackerndes Helldunkel erzeugte. Ihre Gedanken weilten ferne bei der todten Mutter, deren Bild immer klarer, immer milder vor ihr auftauchte. Sie dachte daran, wie gut und lieb ihre Mutter immer zu ihr gewesen war und wie sie ihr Kind gegen den Vater beschützt hatte. Und unwillkürlich traten ihr die Thränen in die Augen, als ihr Tod nun wieder in allen Einzelheiten vor ihre Seele trat.

Sie fühlte deutlich, wie der Mutter trostlos trauriges Auge auf ihr ruhte — sie spürte, wie ihr warmer Hauch ihre Wangen umfächelte, wie die Mutter sich herniederbeugte zu einem letzten,

glühenden Kusse — dann plötzlich ein Ruck, ein Zittern — die Mutter hatte sich den Dolch ins Herz gestoßen! — und sank in die Arme ihres Kindes — entseelt — kraftlos —

Der Mutter letzter Seufzer klang ihr in den Ohren, — o, der drang durch Mark und Bein, daß sie laut aufschreien mochte vor herbem Weh!

Warum hatte sie sich nicht dem gezückten Dolch entgegenwerfen können, der sein Werk verrichtete so sicher, so mitleidslos? Und warum, Mutter, hattest du dein Kind verlassen, preisgegeben der brutalen Willkür eines Elenden, gegen die ihr wildes Herz trotzig sich aufbäumte? —

Ach, sie kam sich so furchtbar verlassen vor — so ganz einsam. — Gab es denn keine Erlösung aus ihrer Qual — winkte nirgends ein Strahl der Hoffnung?

Sinnend und grübelnd saß sie vor ihrem Bette, das Köpfchen in die Arme gestützt, und leise rannen ihre Thränen.

Aber plötzlich kam es über sie wie eine Eingebung — sie dachte an den Brief, den die Mutter ihr in der Todesnacht gegeben und den sie bisher als das heiligste Angebinde der Todten verwahrt hatte.

Hastig sprang sie auf, öffnete ein geheimes Fach in der Wand, und holte ihn hervor, und küßte ihn, als sie die schönen, schlanken Schriftzüge ihrer Mutter wiedererkannte.

Lange wagte sie das Siegel nicht anzutasten. Eine gewisse Scheu hinderte sie, als ob sie ahnte, ein schweres Geheimniß zu lüften. Aber endlich erbrach sie ihn, einer raschen Eingebung folgend, mit zitternden Händen.

Eine außerordentliche Erregung bemächtigte sich ihrer, als sie die folgenden Zeilen las!

Mein liebes Kind!

Ehe mich der Tod von meinen Leiden erlöst und auf immer von Dir reißt, muß ich Dir noch ein Geständniß machen. Der Mann, der Dein Vater vor der Welt heißt, der Deine Mutter zu Tode quälte, ist nicht Dein Vater. Man hat mich gezwungen, diesen Mann, den ich verabscheute, zu heirathen, und, gefesselt an die Seite dieses Plebejers, allen glänzenden Zukunftsträumen für immer zu entsagen.

So begann die Schuld in meinem Dasein: so schweren Kampf ich auch kämpfte, ich konnte meinem Geliebten nicht entsagen und brach die Ehe.

Nach menschlichen Begriffen habe ich mich schwer vergangen, das weiß ich. Aber ich bereue es nicht; denn die wenigen wahrhaft glücklichen Stunden, die mein Leben erfüllt haben, verdanke ich der Sünde; und sollte ich noch einmal mein Dasein beginnen und sollte mich das Geschick noch einmal in solche unheilvolle Lage zwingen, wahrlich — ich würde wieder sündigen mit aller Kraft und Leidenschaft meines Temperamentes.

Ich weiß, Du fühlst es, wie sehr Deine Mutter gelitten hat — Du wirst Deine Mutter nicht verklagen.

Du bist das Kind unserer Liebe!

Zu ihm fliehe, zu Deinem wahren Vater!

Sein Schloß liegt nicht weit von uns. Du kennst es. Es ist das Schloß des Grafen St. . . . . .

Er weiß, daß Du sein Kind bist, und wartet auf Dich, um Dich in seine Vaterarme zu schließen.

Deine Mutter.

Anita war zu Ende.

Ihre Arme sanken schlaff herunter. Ihr ganzer Leib geriet in konvulsivisches Zucken; dann weinte und schluchzte sie bitterlich. Was hatte ihre gute und schöne Mutter leiden müssen! Wie eine Märtyrerin, wie eine Heroin erschien sie ihr; sie, die die Gemahlin eines Fürsten hätte sein können, und durch ein widerwärtiges Schicksal an ein Ungeheuer von Mensch geknüpft ward. Jetzt verstand sie auch mit einem Male alle die entsetzlichen Beschimpfungen, die ihr vermeintlicher Vater der Mutter entgegenwarf, jetzt wurden ihr alle die vielen stürmischen Scenen klar, die sich zwischen den beiden abspielten.

Aber wohlthuend rieselte es ihr und fast wie Schadenfreude durch die Adern, da sie bedachte, daß nicht der Mann, der ihre Mutter in den Tod getrieben und den sie haßte mit saller Leidenschaft ihres frühreifen Charakters, ihr Vater sei ondern ein edler, feingebildeter Fürst, der Auserwählte ihrer, Mutter! Daß sie selber die Tochter eines Grafen sei, kam

ihr gar nicht überraschend. Sie hatte immer die ungewisse Ahnung gehabt, daß sie unter einem besonderen Sterne geboren sei. —

Allmählich legte sich der Sturm in ihrem Herzen.

Sie fühlte sich jetzt so sicher, so beruhigt — hatte sie doch einen Vater gefunden, der sich ihrer annehmen würde und sie in seinen Armen schützen vor Noth und Gefahr.

Ein seliges Gefühl, wie der sanfte Freudenrausch bei Heimkehr in die lang entbehrte Heimath, zog in ihr Herz, und legte sich wie ein schmerzstillender Balsam auf ihre Herzenswunden. —

Es war ihr, als ob der Geist der Geschiedenen bei ihr weilte und ihr sanft über die müden Lider strich. —

In wonniger Verklärung schloß sie die Augen, indem eine zarte, rührende Freude ihre bleichen Züge erhellte. —

Sie faltete die Hände. Ihre Lippen bewegten sich leise, wie zum Gebete — ein heißes, wildes Stammeln sandte sie empor — um Schutz, um Erlösung.

Aber ein Poltern und Schreien schreckte sie plötzlich aus ihrer Andacht. Sie wurde kreidebleich. Der Athem stockte ihr. Das war ihr Vater, der betrunken die Treppe heraufkam — lüstern nach dem kaum reifen Leibe des Kindes.

Schon hörte sie deutlich die entsetzlichen Worte, die er ihr zuschleuderte — schon ächzten die letzten Stufen unter seinen dröhnenden Schritten — da lösten sich ihre gelähmten Glieder, entschlossen sprang sie auf und verschloß und verriegelte die Thüre.

Das waren furchtbare Momente, die nun folgten. Minuten, die sich unauslöschlich eingruben in ihren noch so weichen, empfänglichen Geist. Aber während der Alte draußen drohte und wüthete, und die Thüre krachte unter seinem Anprall, stand sie bleich und zitternd da, den Dolch der Mutter in der Rechten — zum Aeußersten entschlossen. Endlich legte sich draußen der Lärm — der Alte ließ nach zu wüthen — jetzt girrte er wie ein Verliebter und bat und flehte — bald lallte er nur noch — und dann ein schwerer, dumpfer Fall und das laute Schnarchen bewies, daß er fest eingeschlafen.

Jetzt war es Zeit zu handeln. Leise öffnete sie die Thüre, schritt vorsichtig über den Körper des Berauschten hinweg, warf sich unten einen großen Herrenpelz um die Schulter, verbarg ihr Lockenhaar unter einer schweren Pelzmütze und dann machte sie sich auf, nur mit dem Dolche bewaffnet, den Brief der Mutter am Herzen, den Vater zu suchen! — Hinaus in Nacht und Finsternis! In Kälte und Schneegestöber!

Hei! wie lachte ihr Herz und spottete dem tollen Ungestüm des Wetters, wie zog ihr groß und mächtig der Freiheit nie empfundener, wilder Hauch durch die Seele, zu ungeahnter Energie sie begeisternd! Ein neues Leben sollte jetzt beginnen — sie fühlte es, sie ahnte es ganz gewiß — immer umgaukelte sie der Mutter mildes Antlitz und es war ihr, als ob sie wie ein Engel vor ihr herschwebte, und ihr den Weg wies. —

Muthig und ohne zu zagen schritt sie vorwärts — die ganze Nacht. Als die Sonne endlich an dem bleiernen und voll Schneewolken hängenden Horizonte erschien, fand sie sich nicht weit von einem Dorfe. Sie ging hinein und ließ sich zum Starosten führen. Als der den vornehm gekleideten Jüngling mit den mädchenhaften, feinen Zügen erblickte, nahm er unwillkürlich die schmutzige Bärenmütze vom Haupte, drehte sie verlegen in den Händen und stand da mit devoter Miene, als erwarte er die Befehle seines Gebieters. Anita, die wohl sah, wie ihr Wesen auf die Menschen wirkte, ließ sich durchaus nicht verwirren, sondern, wie wenn sie gewohnt sei, Gehorsam zu finden, gebot sie dem Alten, die Pferde anzuspannen und sie auf das Schloß des Grafen St . . . . zu bringen.

„Zu unserm gnädigen Herrn und Fürsten!“ sagte der Alte, sich tief verneigend; sprang davon wie ein Jüngling und ließ die besten Pferde vorspannen.

Indessen kam die Frau des Starost, eine vergilbte, runzlige Alte und bot ihr unter unzähligen Verbeugungen Erfrischungen an.

Anita nahm ein weniges zu sich, sprang dann hastig in den Schlitten, die Pferde zogen an, lieblich erklangen ihre hellen Glöckchen und in immer schnellerem, sausenderem Fluge ging es dahin über die schneebedeckte Ebene.

Der Fürst saß inzwischen im Schloß seiner Väter, behaglich im Lehnsessel sich wiegend.

Er entstammte einem alten polnischen Adelsgeschlechte, das reich war an genialen, originellen Persönlichkeiten, und wegen seiner wilden, unzähmbaren Energie einen gewißen Ruhm genoß. Sein Großvater war ein tapferer, abenteuerlustiger Haudegen gewesen, der nur aus purer Opposition gegen seine Landsleute und weil er sich nicht vor dem allgemein vergötterten Genie Bonapartes beugen wollte, sich auf die Seite seiner Gegner schlug und unter preußischem und russischem Kommando gegen den großen Korsen focht. Nach einer Familientradition war er es, der die Unterhandlungen zwischen York und Wittgenstein führte, die jene folgenschwere Coalition an der Windmühle von Tauroggen einleiteten.

Der Vater des Grafen fiel jung im polnischen Aufstande unter Kosciusko.

Er selber — der jetzige Herr des Schlosses — hatte das heiße Blut der St . . . . geerbt, und war in seiner Jugend so wild und ausgelassen wie nur irgend einer seiner Ahnen, und liebte einen tollen Streich mehr wie ein Ave Maria. Aber die tiefe und nachhaltige Leidenschaft zu Anitas Mutter, die damals durch den Reiz ihrer wundersamen Schönheit und ihres zugleich feingebildeten und feurigen Geistes sein ganzes Herz gefangen nahm und seine Liebe mit gleicher Kraft und gleicher Ungebundenheit erwiederte, übte einen sänftigenden, veredelnden Einfluß auf ihn und verwandelte den vorher so zügellosen Edelmann in den zartesten und schwärmerischsten Liebhaber. Nur seinen Eltern gegenüber, die ihn mit allen Mitteln an einer Heirat mit Anitas Mutter zu hindern suchten, ja ihn dann zu enterben drohten, zeigte er sich als der alte starrsinnige und unbeugsame polnische Edelmann.

Aber es kam alles anders, als er gehofft hatte.

Anitas Mutter, von ihren Eltern gezwungen, heiratete einen reichen Emporkömmling, dessen Wesen ihr im innersten verhaßt war, und ward dadurch tief unglücklich.

Wenige Wochen später starben beide Eltern des Grafen, kurz hintereinander. Und ob er auch nun Schloßherr war

und im Besitze großer Reichthümer, so erging es ihm darum doch nicht besser wie seiner Geliebten; auch er war unglücklich.

Er konnte nicht von ihr lassen, und als sie erst einmal sich zu geheimer Zusammenkunft getroffen, als sie der Herzen innigstes Weh einander geklagt hatten, ergaben sie sich beide ihrer ganzen ungehemmten Leidenschaft, ihre heimliche Liebe nahm immer zu an sinnlich-wilder Gluth und riß sie unwiderstehlich hinein in einen Strudel wahnsinnstrunkenen, tollen Sinnenrausches.

Dann kam die Katastrophe.

Seitdem bekam er nur noch selten ein Billet von ihr, aus dem er lesen konnte, was für bitteres Leid sie zu ertragen hatte.

Aber er sah sie nie wieder.

Als sie ihm endlich in einem letzten Briefe schrieb, daß sie entschlossen sei, ihrem Leben ein Ende zn machen und daß sie ihn bäte, für ihn und sein Kind zu wachen, als kurz darauf die Nachricht von ihrem Tode eintraf, zuckte sein Herz noch einmal auf in flammendem Schmerze — dann ward es stille bei ihm, sehr stille — auch er hatte mit dieser Welt abgeschlossen.

Der Graf zog sich nun ganz von der Welt zurück und lebte, nur seinen Büchern gewidmet, auf seinem Schlosse. Nur manchmal, wenn sein Blick gerade auf ihr Bild fiel, das vor ihm über dem Schreibtisch hing, übermannte ihn die Erinnerung, und er warf sich dann wohl aufs Pferd, auf den treuen Hengst, der ihn so oft durch Nacht und Sturm zu ihr getragen hatte, und ritt querfeldein hinüber nach der Stadt. Dann sprang er ab vor dem mächtigen Garten, der ihr Haus umgab, band das Pferd an den Gartenzaun, öffnete die schmale Hinterpforte und schlich nun nach der trauten, wohlbekannten Laube zu, von wo man das Herrenzimmer bequem übersehen konnte.

Aber leer war die Stätte, wo sie sonst saß. Nicht mehr fesselte ihn ihr wundervoller Lockenkopf, nicht mehr schauten ihre prachtvollen Augen sinnberückend und voller Verheißung zum Fenster hinaus. Da war nur der plumpe Kopf ihres Gatten mit den unfeinen groben Zügen zu sehen, in mächtige Zigarrenwolken gehüllt.

Aber wenn er Geduld hatte, bis der Graukopf wegging, dann konnte er hören, wie eine allerliebste Kinderstimme glockenrein erklang, die ein traurig Liedchen sang von der schönen Mutter, die im Himmel wohnte. Und oft erschien auch das holde Köpfchen der Sängerin am Fenster, die kleinen, zarten Finger legten sich wie gefaltet ineinander und andächtig-fromm schaute sie zum Himmel empor, wie um auszuschaun nach der Toten. Wie oft war er nahe daran, aus seinem Versteck hervorzuspringen, das Kind an sich zu reißen und davon zu sprengen in Nacht und Wind!

Es war ja alles, was sie ihm beschert hatte — war ja sein Kind, das Kind der leidenschaftlichsten und — unglücklichsten Liebe. Und da stand er nun und mußte sich heimlich herbeistehlen, nur um sein Kind einmal von ferne sehen zu können, nur um einmal ihre reine Kinderstimme zu vernehmen!

Voller Ingrimm warf er sich wieder aufs Pferd und jagte davon, verfluchend das Geschick, das, nicht zufrieden, ihn von dem teuren Weib zu trennen in dem Augenblicke, wo er sie ganz sein eigen zu nennen hoffte, sie noch obendrein an einen Ungeliebten fesselte und ihn für immer von seinem Kinde trennte, das ihn allein an seine Jugend, an die Glückszeit seiner Liebe erinnerte.

Oft ritt der Graf hinaus, um auszuschaun, wie es seinem Töchterlein erging. Und war so immer genau unterrichtet, wie es ihm erging und sah es heranwachsen zu immer größerer Schönheit und sah, wie die Aehnlichkeit mit ihm immer deutlicher hervortrat, so daß er mit Sehnsucht an den Moment dachte, wo er sie auch wirklich als seine Tochter an sein Vaterherz drücken konnte.

Und sonderbar!

Auch jetzt, wo er, den Kopf nach hinten geneigt, die Augen halb geschlossen, behaglich im Lehnstuhl seinen Gedanken nachspann, bewegte die Sorge um Anita sein Herz.

Es war ihm, als müßte sie nun bald einziehen in das Schloß ihrer Väter, die schöne Herrin, um ihrem alten Vater die letzten Tage zu versüßen.

Ein leises, entferntes Klingeln drang von draußen her an sein Ohr. Es ward lauter und lauter — bald vernahm er deutlich das Gestampfe und Schnauben der Pferde und lustiges Peitschengeknalle. Der Graf trat ans Fenster.

Dem Schlitten, der unten vor dem Portale stand, und in dessen Führer er sobald den alten Starost eines seiner Dörfer erkannte, entstieg ein schlanker Jüngling, mit einer schweren Pelzmütze auf dem Kopfe, den ganzen Leib in einen mächtigen Pelz gehüllt.

Jetzt wandte er ihm das Antlitz zu. Ihn durchbebte ein Freudenschrecken: er hatte in der Verkleidung sofort die Züge seines Kindes wiedererkannt.

Rasch befahl er dem Diener, den Ankömmling zu ihm zu führen. Einige Augenblicke vergingen — Augenblicke, die ihn wie eine Ewigkeit lang dünkten und in denen er, schier überwältigt vor Freude, kaum seiner Unruhe Herr zu werden vermochte.

Endlich öffnete sich die Thüre.

Anita trat herein. Hinter ihr ein Bedienter.

Ein Wink an den Bedienten.

Vater und Kind waren allein.

Eine Weile tiefsten Schweigens verging.

Dann warf sie die Mütze ab, warf den Pelz ab — und mit Entzücken und wahrhaft väterlichem Stolze ruhte des Grafen Auge auf dem schönen Antlitz seines Kindes, dessen Locken jetzt, losgelöst zu freier Fluth, in langen Ringeln herabwallten, während ihre Augen halb schüchtern, halb zutraulich zu ihm emporblickten.

Da fiel ihr der Brief ein.

Sie nestelte an ihrem Busen und wollte das teure Vermächtnis ihrer Mutter hervorholen.

Aber der Graf ließ ihr garnicht Zeit, er breitete seine Arme aus und rief: Mein Kind! Mein Kind!

Und mit einem Freudenschrei stürzte sie in die Umarmung des Vaters.

Fortan begann ein neues Leben für sie. Der Graf ließ ihr eine vortreffliche Bildung zutheil werden, bestellte ihr die

berühmtesten Lehrer und that alles, um ihre ausgezeichneten Gaben zu voller Entfaltung zu bringen. Frühzeitig gewann sie eine starke Vorliebe für die Malerei, der sie sich später ausschließlich widmete.

Ihr Vater schien wieder ganz aufzuleben, nachdem er sein Kind wiedergewonnen hatte. Während er sich früher niemals von seinem Schlosse entfernte, unternahm er jetzt jährlich mit Anita eine größere Reise. Immer aber kehrten sie im Winter nach dem alten, behaglichen Stammschloß zurück, um am Kamin zu plaudern und von Zeiten zu träumen, die längst verrauscht. Sie hatten sich so eingelebt miteinander, daß eines das andere nicht entbehren konnte, und kümmerten sich wenig um das, was sonst um sie vorging und was die Menschen sich alles für sonderbare Dinge von ihnen erzählten.

Anita hing mit wahrhaft kindlicher Liebe an ihrem Vater. Und so viele junge Männer sie auch kennen lernte, darunter viele von Geist und Schönheit, keiner vermochte ihr eine tiefere Neigung abzuringen. Im Gegentheil behandelte sie die meisten mit einer gewissen Verächtlichkeit, da sie ihre Ueberlegenheit fühlte und wohl bemerkte, daß sie ihnen imponirte.

Die Angehörigen ihres eigenen Geschlechts verachtete sie. Sie begriff nicht, wie diese schwache und an Intelligenz so tief unter dem Manne stehende Kaste es sich gefallen ließ, ja wohl gar seine Befriedigung darin fand, ihr Leben allein zu einer Dressur für den Bedarf der Männer zuzurichten und eine Sklaverei zu ertragen, wie sie in der Geschichte der Kulturmenschheit einzig dastand. Was waren das alles für kraftlose und schwächliche Zierpuppen, gepäppelt mit dem geistlosen Destillate jener Bildung, die die Männerwelt aus ihrer eigenen hohen und gefährlichen Kulturkost für sie zurecht gemacht hatte, erzogen nur zu dem einen Ziele, Jungfrau zu bleiben oder Ehefrau, aber niemals um ein Charakter, ein wollendes, denkendes Individium zu werden! Alle mehr oder weniger Gretchennaturen, die in „ihm“, in dem „Mannesideal“, allein ihre ganze Daseinsbefriedigung fanden; matte, sinnliche Mondscheinpflänzchen, ohne Sturm, ohne Leidenschaft! Fürwahr! Da war sie doch ein anderes Wesen!

Wenn sie auf ihrem glänzenden, feurigen Rappen allein in Nacht uud Graus wie ein Sturmwind über die Felder querfeldein jagte in tollster Karriere, so daß das arme Bäuerlein, das ihr zufällig begegnete, vor Schrecken niederfiel und ein Ave Maria stammelte — oder wenn sie auf dem Rücken ihres treuen Rosses in den reißenden Strom hineinsetzte und die gefährliche Fluth durchschwamm — oder bei einem Brande eines der leichtgebauten Dörfer selber in ein qualmverhülltes, brennendes Haus sprang und ein Knäblein vor dem Feuertode rettete und dann die Bauern zum Löschen kommandirte mit der Umsicht und Kaltblütigkeit eines alten Generals — ja, dann fühlte sie, daß sie nichts mit Allen ihres Geschlechtes gemein hatte, die sie alle durch ihr energisches, hochfliegendes Wesen überragte, und daß sie zu einer gewöhnlichen Romanfigur, würdig, die Heldenthaten des Helden zu kröhnen, ganz und gar verdorben und eher dazu veranlagt sei, eine Semiramis als eine Kleopatra zu werden.

Frühzeitig hatte sie dem Vater die Verwaltung aller der ausgedehnten Besitzungen abgenommen, die zu seiner Grafschaft gehörten, und sie regierte hier innerhalb ihres kleinen Fürstenthumes mit der unfehlbaren Unumschränktheit eines absoluten Herrn vom ancien régime, widmete ihre Aufmerksamkeit allen, auch den geringsten Dingen, studirte die Neuerungen auf landwirthschftlichem und industriellem Gebiete, erprobte sie, verwarf sie oder führte sie ein, sorgte für gute Unterrichtung und Erziehung der Kinder ihrer Unterthanen — kurz, entfaltete eine ungemein vielseitige, aber segensreiche Thätigkeit, die ihre Grafschaft so in die Höhe brachte, daß sie überall in den Ruf eines mustergültig verwalteten Ländchens kam.

Das alles — ihr ungewöhnlicher und selbstständiger Geist, ihre freie Art, sich zu bewegen, das Herbe und Bestimmte in ihrem durch bitterste Leiden gestählten Charakter und ihre durch den Verkehr mit vielen Menschen und weite Reisen erworbene vorurtheilslose Betrachtung und Behandlung menschlicher Dinge — hatte sie besonders bei den Angehörigen ihres eigenen Geschlechts in den Ruf eines herrschsüchtigen, hochmüthigen Weibes gebracht, eines Mannweibes, oder, wie einige schonend sagten, einer

„Emancipirten“, der die wahre Weiblichkeit ein ebenso unverständliches, ja unmögliches Gefühl sein müsse, wie die Liebe zu einem Manne. Anita lebte ganz für sich und ihren Vater.

Als sie einundzwanzig Jahre alt war, starb der Graf, nachdem er sie zur Erbin aller seiner Güter eingesetzt hatte. Das war ein harter, böser Schlag für sie, und lange Zeit glaubte sie den Schmerz niemals überwinden zu können.

Sie zog sich ganz von der Verwaltung ihres Ländchens zurück und begab sich auf Reisen. Und als sie erst wieder im lindesten Frühling unten an ihrem Lieblingssee, am Züricher See, vor ihrer Staffelei saß und die frische Frühlingsluft ihr stärkend um das Haupt wehte, da zog neuer Trost in ihr Herz, und sie faßte Muth, mit ganzer Freude und mit dem ganzen hinreißenden Enthusiasmus ihres zum Leben, zum Handeln drängenden Wesens ihr Dasein fortzuführen.

Sie war jetzt ein blendend schönes Weib, in voller Blüte der Entwicklung. Auf ihrer hohen, freien Stirne, die von schwarzen Locken umrahmt war, thronte das Bewußtsein einer in sich gefestigten, kraftstolzen Persönlichkeit, aus ihren strahlend schwarzen Augen glühte leidenschaftlichste Daseinslust, glühte jene bald verzehrende, bald ersterbend matte Sehnsucht nach dem Ideal, das ihr Herz im Traum bewegte, nach jenem großen, freien Helden, der, alle Tiefen menschlichen Geistes umspannend, von seiner hohen Warte schicksalssicher und lebenstrunken, ein Dichter-Philosoph und thätiger Kämpfer, hinabschaute in das Gewühl dieses Menschengewirres. Dabei hatte ihr Wesen jenen besonderen Schmelz genialer Sentimentalität, wie er alle großen Geister auszeichnet, und wie ein zarter, trüber Flor die grelle Lichtatmosphäre lindert, die von ihnen ausgeht, besaß jenen kostbaren Hauch naiven Freiheitsdranges, wie er das moderne Weib so unsagbar rührend veredelt. Sie stellte sich unter die Führerinnen im Kampfe um die Erlösung ihres Geschlechtes aus Schmach und geistiger Verkümmernis hinauf zur Freiheit — zur Großheit — zur Macht! —

Als sie in Zürich weilte, begann eine neue Phase in ihrem Leben.

Sie lernte Rudi kennen.

Dem Namen nach war er ihr bereits länger bekannt, denn sie hatte sein vor nicht zu langer Zeit erschienenes Jugendwerk „Die Walpurgisnacht", gelesen, die ihn mit einem Schlage zu einem berühmten Manne gemacht hatte.

Das war eine tolle Romanze, darin die ganze Moderne in ihrem bunten, glitzernden und gleißenden Flitterstaate im Wirbelsturme vorbeitanzte, darin die häßlichsten Unterwelts-Zwerggedanken mit satirischen Buckeln und haarscharfen, spöttischen Degenspitzen den Reigen tanzten mit finstern, massigen Riesenphilosophemen im gleichmäßigen, sichern Dogmenschritt, darin die holde, ausgelassene Jugend in den wildesten Sprüngen sich austollte — hier der Simplicissimus, der eben dem weltfernen Grübler Homunculus die interessante, zu neuem Leben erweckte Demimonde-Dame Lurley entführt — dort der Satyros, dem unglücklicherweise das Rautendulein in die Hände gefallen war, die er nun schleunigst zerrupfte und koloristisch und in anderer Beziehung verarbeitete, hier der biedere Florian Geyer, ein abgebrochener Riese, der nach seinem Herzen suchte — dort Ibsen mit Martin Luther und Mephisto einen Skat spielend, wobei der biedere Martin den Teufel elend reinlegte, so daß dieser die dämonischsten Flüche ausstieß und sich noch jetzt darüber ärgerte, daß er Martin bei der Reformation geholfen — hier der Chor modernster Philosophen, das jüngste Kind ihrer geläuterten, aber entsagungsvollen Skepsis „Das Unbewußte" taufend — dort am Stammtisch Vater Kant im Fridericianischen Zopf mit den alten Eleaten disputirend — schließlich alle in einem wahnsinnigen, tollen Wirbel sich zum Chortanz vereinigend, und die einen heulend, brüllend, mit flammenden Augen, die anderen leise, stille, mehr hingerissen, als aus eigenem Triebe sich mitbewegend, herumfluthend um das große, riesengroße, leere Piedestal, das sich da vor ihnen erhob zu grausiger Höhe und darauf „Er" thronen sollte, der mächtige Zukunftsgeist, der ihnen die Zeit offenbarte, der ihnen die neuen Gedanken gab, der ihr nimmersattes, dürstendes Kulturhirn endlich mit neuem Glauben hypnotisirte und ihnen ein Evangelium gab — endlich ein neues, alle ergreifendes Narcoticum!

Der dämonisch-verächtliche Ton, der aus jedem Verse grell hervorklang, getragen von einer sehnsüchtigen, weltfernen Schwärmerei, all das Eigenartige, Barocke, Phantastische dieses Jugendwerkes hatte auf Anitas Geist einen tiefen Eindruck gemacht. Und als sie den Dichter selber kennen lernte, konnte es nicht anders sein, als daß sein schillerndes, wundersames Wesen ihren Geist lebhaft fesselte.

Sie kamen öfter allein mit einander zusammen.

Und wenn sie dann die feinsten Fühlfäden ihres Geistes einander entgegenstreckten, um des andern Sphäre abzutasten, so mochten sie wohl beide wittern, daß ein gemeinsames Geschick sich über sie ausspanne und ihre Kreise in einander führe — aber sie waren beide zu sensitive, verschlossene Naturen, um ohne weiteres ihren Ahnungen sich hinzugeben.

Indessen immer freier und deutlicher spielten jene wunderbaren Kräfte, die die Sympathie der Herzen vermitteln — immer fester spannten sich die Bande aus zwischen beiden — ihre Geistessphären wirkten immer mächtiger und unwiderstehlicher auf einander — es bedurfte nur eines schwachen Schlages, um die mächtige Spannung zwischen Beider Sphären zu überwinden und sie mit einander zu verschmelzen.

An der Leiche Elisabeths fanden sie sich endlich.

Ohne daß sie es überlegten — fand sich hier urplötzlich und wie wenn es immer so zwischen ihnen gewesen wäre, das traute, Herz mit Herz verbindende, vom Herzen zum Herzen redende „Du“.

Ueber dem frischen Grabe Elisabeths schlossen sie ihren Bund — zwei große, freie Naturen, die, ledig jeder Heuchelei, dem brutalen Egoismus folgten, der mit eisernen Klammern ihre Geschicke zusammen schmiedete.

Von da ab begannen neue Zeiten für Rudi.

An der Seite seiner genialen Anita erschien ihm das Leben zum ersten Male lebenswerth, zum ersten Male voll gesättigt mit jedem feineren Genusse. Niemals hatte er an das Genie des Weibes geglaubt, aber als sich Anitas strahlender Geist immer mehr vor ihm enthüllte, bemerkte er, daß ihm

bei seiner bisherigen Analyse des psychologischen Problems „Weib" viele der edelsten und feinsten Züge entgangen waren.

Sie lebten beide wie in einem Rausche, unbekümmert um allen Plunder und Dunst dieser Welt — eine freie, schrankenlose Liebe großer Geister, ein Ineinanderklingen und Verschmelzen der Seelen zu einer daseinsmächtigen, harmonischen Consonanz. Die gewaltige Natur der Schweizer Berge that das ihre, um ihren beflügelten Geistern freiere Schwingen zu verleihen, um alle die Kräfte, die in ihnen schlummerten, zu schwärmerischem Enthusiasmus zu entfalten. Ein toller Lebensmuth packte sie und ließ ihr heißes Blut auflodern, als gälte es, vor dem Untergang der Welt im Augenblicke alles zu kosten. —

Einmal geriethen sie gar in Lebengefahr durch ihre Kühnheit! Das war in Luzern!

Ein starkes Unwetter tobte, die See ging hoch und schlug mächtige Wellen. Aber das war ihnen gerade willkommen, alles zu wagen, sich ins Ungewisse zu stürzen und mit Wind und Wellen zu ringen.

Ungeachtet der alte Bootsmann warnte, nahmen sie ein Segelboot und fuhren hinaus in die empörte See. Wie ein Pfeil schoß das leichte Fahrzeug dahin, unter schäumenden Wasserbergen hindurch, die sie durchnäßten bis auf die Haut; dabei heulte der Sturm und klatschte der Regen prasselnd hernieder, daß nur ein Tollkühner solch wildes Fährniß wagen konnte. Aber ihre Herzen jubelten mit dem Sturme, ihre Geister jauchzten in dem ausgelassenen Wirbeltanz der Elemente, ruhig schauten sie in die empörten Wogen, die sie gierig zu verschlingen drohten.

Rudi zog die Segel, um umzuwenden. Eine mächtige Welle kam und warf sich breit über das schwache Boot und begrub alles unter sich im Wasser. Doch beide waren gute Schwimmer. Mit geübter Kraft den Wogenprall durchschneidend, gelangten sie beide mit knapper Noth an das rettende Ufer, belebt von der nervenstärkenden Wohlthat dieses gefahrvollen

Bades, stolz, ein solch daseinserfrischendes Abenteuer glücklich bestanden zu haben.

Schnell verrann ihnen gemeinsam die Zeit.

Rudi hatte seine alte Arbeitslust und -kraft wiedergewonnen, schrieb emsig an dem Entwurf zu seinem Jugenddrama, das er immer begonnen, aber niemals vollendet hatte. Eine ähnliche Figur wie Hedda Gabler wollte er schaffen, nur wärmer, deutscher, nicht so eine sugerkluge, hysterische Undine wie ihre nordische Verwandte. Das moderne Weib wollte er schildern. —

Wie es — heraustretend aus dem unschuldsvollen, stillen Haine träumerischer Befangenheit und kindlich-satter Naivität, darein der Mann sie wie ein kraftlos-zahmes Vögelchen bisher verschloß, verachtend die matten Blümchen, damit man sie geziert, verschmähend all den süßen Kindertand, damit man ihr ärmlich Sklavenleben bisher versüßt — kühn die Fesseln sprengt und auszieht, sich ihr Recht zu holen, das Recht des Weibes sich zu erobern, das Recht der Freiheit — und wie sie schmählich unterliegt in dem ungleichen Kampfe, gehöhnt, verspottet, von ihren eigenen Schwestern verunglimpft — verlassen — verachtet. —

Dann arbeitete Rudi an einem großen Epos, einem theosophischen Essay, den er „Antidarwin" nennen wollte. Das sollte eine gründliche Absage sein an die ganze moderne, materialistisch-darwinistische Richtung, ein vernichtendes Pasquill auf diese naive und doch zugleich so tyrannische, selbstherrliche Idee jener kindlichen Geister, die da vermeinen, mit dem erbärmlichen, primitiven Hebelwerk des Materialismus das ganze imposante Bollwerk des Idealismus umzustürzen, um es in Moleküle und schwingende Atome aufzulösen. Der ganze Darwinismus erschien ihm darin nur als eine zeitgemäße Massensuggestion, da er kaum den Werth einer symbolistischen Welterklärungsformel besaß, die Darwinisten nur als eine trunkene Schaar von Zwerglein, die in ihrer kümmerlich zusammengetragenen Ameisenweisheit das in azurner Klarheit leuchtende Himmelszelt pantheistisch-stolzen Idealismus zu entgöttern trachten, in das gleich den Tausenden und Abertausenden glitzernder Sterne die Leitsätze der ewigen Philosophen: Plato,

Berkeley, Kant und Schopenhauer in unvergänglicher Schrift eingedrückt sind.

Nein! Die darwinistische Weltauffassung war eine Oberflächlichkeit — eine Wahrheit für's Volk! Aber dem Höherstehenden entrollte sich ein anderes Weltbild: Das Weltbild eines Dichters und Denkers! Und hier sollte das Epos ansetzen, das Rudi plante!

Wie Vehda-Gesänge sollte es fluthen über alle Höhen und Tiefen menschlich-göttlichen Geistes, jede feinste, kaum geborene, dem Schlummer im Nichts entrissene, jede älteste, längst gesicherte Menschenidee in sich bergend und wiederspiegelnd — da wollte er hineingießen in gewaltig-ruhiger Form die wilden, unfaßbaren Ahnungen einer neuen Zeit, die in den Sängen der Andern bis dahin unsicher nur und verlegen gestammelt — da galt es, frei vom Leide und entnervendem Weltschmerz wonnetrunken und mit Bacchantenbegeisterung des formentkleideten Nirwana Lob zu singen. — Eine neue, packende Sprache mußte er schaffen, um das unsagbar Neue in neuen Bildern hinzutönen — neue Rythmen mußten hervorquellen aus den abgegriffenen Saiten der vielgequälten Menschheitsharfe „Poesie“ — und die sollten dahindröhnen in donnernden Akkorden — ein Grablied des Vergangenen, ein Ueberwindungs- und Verachtungssang des Gegenwärtigen, die stürmende, erschütternde Propheten-Fanfare des kommenden Geistes der Zukunft! —

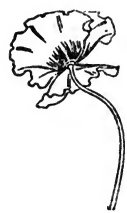
Gar manchmal erlahmten dem kühnen Geiste die Schwingen auf hohem, einsamen Fluge. Aber wenn der Gedanken Lauf ihm stockte, so bedurfte es nur eines Blickes in Anitas strahlende Augen und weiter wirbelte der Ideen munteres Spiel und gebar kühne Formeln, die alles Weltenrätsel zu umfassen und zu erklären schienen, gebar prächtige Vergleiche und tiefsinnige Paradoxe.

Anita aber saß an ihrer Staffelei uud malte, und in immer deutlicheren Umrissen erschien auf der Leinwand der Kopf Rudis, das Gemälde des Geliebten, des Dichters und Denkers.

Und unsichtbar rieselte eine feine Sphäre geistigen Fluidums von einem zum andern — unbewußt — und erleuchtete und verklärte in ätherreinen Strahlen ihre freien Geister, allem Irdischem entrückt, und die küßten sich und verschmolzen mit einander und schwelgten beide im heißesten Drange frohen, künstlerischen Schaffens.

So lebten sie dahin — neben einander — nur sich und ihrer Welt. — —

Ihr Sansara! —



Ein Werdegang

Kennt ihr die alte Kaiserstadt am Harzgebirg mit ihrem prächtigen Dome, dessen spitze Thürme aus dem Felsen emporwachsen wie die feinen, nach strengen Gesetzen gefügten Nadeln eines Bergkristalls aus dem unregelmäßig-zerklüftetem Gestein — mit ihren alterthümlichen Mauern und Thürmen, die so trotzig in ihrer romantischen Mittelalterlichkeit in die nüchterne Gegenwart hineinragen? Kennt ihr dies eigenartige Städtchen mit seinen seltsamen Flur- und Wegenamen, seinem reizvoll-unregelmäßigem Bauplan, mit seinem uralten, vom wilden Wein umrankten Rathause, daneben der unförmliche, plumpe steinerne Roland als ein Wahrzeichen ehemaliger Städteherrlichkeit getreulich Wacht hält?

Und seid ihr einmal durch die engen, winkligen Gassen gegangen mit den getäfelten, bunten Häusern und habt ihr einmal an einem stillen Sonntagmorgen jene an den Querbalken prangenden, sinnreichen, in klösterlich-schnörkelhafter Schrift gezeichneten Sprüche gelesen? Und habt ihr auch dabei jenes eigenthümliche, märchenhaft-berauschende Gefühl gekostet, ähnlich dem, das uns überkommt, wenn wir die naiven, im Unsagbaren so schalkhaft-treuherzigen, ungezierten Schilderungen eines alten Chronisten studiren? Ein Gefühl, als ob der Lärm dieser Welt nur ganz leise und gedämpft an unser Ohr schlüge

— als ob die Gegenwart so weit, so weit von uns fern läge — so ganz entrückt. — — Kennt ihr dies nordische Nürnberg en miniature? Dies alterthümliche, in einzelnen Theilen geradezu überraschend originelle Städtchen?

Das Gymnasium zu O . . . . genoß mit Recht in der ganzen, weiten Umgegend einen ausgezeichneten Ruf. Viele berühmte Männer, die aus ihm hervorgegangen, hatten hier ihre ersten, für Geist und Leben gleich tiefen Eindrücke empfangen.

Rudis Eltern wohnten nur wenige Stunden von O . . . entfernt. So kam es, daß sie den Sohn, dessen glänzende Begabung ihnen selber damals kaum bekannt war, auf das berühmte Gymnasium sandten.

Das war ein blasser, schmachtender Jüngling, mit einer genialverworrenen, wüsten Mähne prachtvoll kastanienbrauner Locken, deren Schatten dem jugendlichen Kopfe etwas Düsteres und Frühreifes verliehen, mit einer hohen, edel aufstrebenden, meisterlich ausgearbeiteten Stirn, mit großen, sinnigen, melancholischen Augen, die nur selten ein freudiger Aufblitz erstrahlen machte, mit einem im Uebrigen wundervollen Ebenbau des Leibes und einer vollendeten Rundung der Glieder, so daß er selbst seine Kameraden im Bade entzückte und begeisterte; im Ganzen ein schöner Mensch! Er hatte etwas Zartes, etwas Mädchenhaftes an sich, darum ihn alle mit einer gewissen rührenden Scheu behandelten. Ueber seinem Gesicht lag es immer wie ein Flor, der Schleier eines geheimen Weh's schien dies durchgeistigte, blasse Antlitz zu bedecken.

Rudi trat sofort in die Sekunda ein. Die meisten Kameraden, die er antraf, hatten von unten auf zusammengesessen, hielten fest zu einander und bildeten, wie es schien, eine fest geschlossene Rangordnung, die schwer zu durchbrechen war. Jeder Neuling wurde als ein Eindringling, als ein Störer altgewohnter Verhältnisse betrachtet. Daher besaß Rudi am Anfang nur Feinde. Er führte ein scheues, einsames Leben, trieb sich, soviel er konnte, in der freien Natur umher, Ossian oder Heine in der Tasche, und dichtete seine ersten, ebenso tief empfundenen, wie schlecht stilisirten Verse.

In dieser Zeit der allgemeinen Jugendnebelei ist das Gemüth sehr emgfänglich für schwärmerische Freundschaften — was das Gegentheil nicht ausschließt.

Rudi bemerkte in seiner Klasse, die ziemlich reich war an befähigten Köpfen, einen Mitschüler, der von vornherein sein lebhaftestes Interesse in Anspruch nahm.

Das war das vollendete Gegenstück zu ihm. Von plumper, gedrungener Gestalt, auf kurzem Stierhalse der mächtige, unförmliche Dantonschädel ruhend, wie ein Würfel mit abgestutzten Ecken, der Mund breit und unschön, die Nase klein und stumpf, nur die Stirn schön und massig anstrebend, wie ein Thron königlicher Gedanken. Ein kluges, deutsches Denkergesicht, dessen Schädelcapazität weit die Norm überragte — das war der allgemeine Eindruck, den der ungefüge Kamerad auf Rudi ausübte und der bald auf eigenartige Weise sein Freund werden sollte.

Es lag für die jugendlichen Kameraden sehr nahe, die Kämpfe, von denen sie in der Homerstunde gelesen und an denen sie sich erwärmt und begeistert hatten, in die Wirklichkeit umzusetzen. Es ging dabei nicht ohne lebhafte Stöße ab, die indessen, weil meist gut gemeint, nicht allzusehr schmerzten. Nun waren da einige in der Klasse, die Rudi in seinem damaligen Jugendlichen Kraftjargon als „Männer der rohen Faust“ bezeichnete, die, weil mit guten Körperkräften ausgerüstet, versuchten, über die anderen eine Art Tyrannei auszuüben, wobei sie sofort bereit waren, denjenigen, die sich ihnen nicht fügten, „Manieren beizubringen“, wie sie sich ausdrückten, d. h. durch die Kraft ihrer gesegneten Fäuste eines Besseren zu belehren. Rudi's Kamerad war sehr witzig und vermochte seine boshafte Zunge durchaus nicht im Zaume zu halten. Er führte die Opposition gegen die „Männer der Faust“, jedoch, da er es mit ihnen an Körperkraft nicht aufnehmen konnte, mehr mit den scharfen Pfeilen seines ungezügelten Witzes, als der beweisenderen und durchschlagenderen Ueberzeugungskraft seiner Fäuste.

So hatte er wieder einmal einen seiner faustgewaltigsten Gegner, einen gesunden, ellenlangen strammen Gutsbesitzerssohn, fürchterlich verhöhnt und ihn so geärgert, daß selbst Rudi, der

dabeistand und alles mit anhörte, in ein herzliches Lachen ausbrach. Da stürzte sich der Große wie ein Wilder auf den witzigen Gegner und begann ihm in der unbarmherzigsten und brutalsten Weise die überlegene Macht seiner Fäuste zu demonstriren. Er zauste ihn an den Haaren und wollte ihn eben mit dem Kopfe gegen den Katheder stoßen, als plötzlich Rudi auf ihn zusprang, ihm sein Opfer entriß und ihm drohend mit furchtbar erregter Stimme zurief: „Wenn du noch mal so brutal wirst, steche ich dich einfach nieder.“ Dabei blitzte ein blanker Dolch in seiner Hand, den er, gemäß seiner damals höchst überschwänglichen und schwärmerischen Ossianstimmung, stets bei sich trug.

Der Auftritt imponirte den Kameraden.

Rudi, hochrot vor Zorn, mit blitzenden Augen, die Rechte mit dem gezückten Dolch erhoben, als wenn sie zum Stoße ausheben sollte — eine prachtvoll plastische Stellung, ganz Leben, ganz Leidenschaft — und doch gleichsam erstarrt, auf der Höhe des Moments versteinert; ihm gegenüber der Große, der sich voll Aerger sein Opfer entrissen sah und am liebsten sich gleich auf Rudi gestürzt hätte, wenn nicht dessen drohende Haltung und der eigenartige, zauberhafte Einfluß, den Rudi ausübte, ihn in den Bann geschlagen hätten — dann als Hintergrund die ganze übrige, von der Ungewöhnlichkeit des Auftrittes verstummte Klasse.

Die beiden neuen Freunde gaben sich stumm die Hand. Sie gingen hinaus.

„Warum griffst Du aber gleich zum Dolche?“ sagte der Gerettete zu Rudi.

„Solchen Kerlen, die nur mit der Faust imponiren, muß man gleich mit der Waffe kommen!“ antwortete der ganz gelassen, als wäre garnichts vorgefallen.

Seitdem waren beide unzertrennlich.

Sie ergänzten sich vorzüglich. Beide frühreif und zum Nachdenken über tiefere Probleme gestimmt, unterschieden sie sich doch wesentlich.

Rudi, ganz streng Stimmung nach Ossian, quietistisch-melancholisch, mit einem bösen Hang zum einsamen Grübeln

— Kurt, so hieß der Freund, mehr Heine, der zwar im Ossian'schen Stile fühlt, aber doch witzelt, mehr aktive Melancholie — Rudi meist still, in sich gekehrt, oft stundenlang brütend, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen — der andere meist redefertig, stets bereit, über alles und nichts zu sprechen — Rudi stets zart, auch in der Ausdrucksweise, ungemein weichfühlend. — Der Gefährte derber, oft drastisch, manchmal cynisch.

Stundenlang streiften sie ohne Ziel die Kreuz und die Quere gemeinsam durchs Land, und wenn sie sich irgendwo niederließen, dann zog Kurt sicher den Hölderlin oder Heine, oder auch ihren größten Liebling, den Ossian, hervor, um dem Freunde vorzulesen, der ausgestreckt im Grase lag und in die Wolken starrte.

Oder aber — wenn Rudi Nachts allein zu Hause saß und studirte, d. h. irgend einen Roman las oder Verse schmiedete, oder gar an einem Drama im Grabbeschen Frescostile arbeitete — klopfte es plötzlich leise, aber eindringlich ans Fenster, — Rudis Zimmer lag zu ebener Erde — rasch öffnete er die Fenster, die Läden — dann ein Sprung, und die Freunde waren bei einander. Sorgfältig wurden die Läden und Fenster von außen an einander gelegt, und dann wanderten sie fröhlich hinaus in den Brühl, das kleine, reizende, von mächtigen Eichenalleen durchkreuzte Wäldchen.

Am meisten zog sie hier das Klopstock-Denkmal an.

Sie stiegen über das eiserne Geländer, zündeten, wie sie im Goethe gelesen, ein Wachslicht an und beobachteten die seltsamen Lichtreflexe, die über das prophetisch-ernste, geistvolle Gesicht des großen Dichters huschten. Und sein Auge schien ihnen dann zu blitzen, seine Züge sich zu beleben, sein feiner Mund sich öffnen zu wollen — und sie sanken dann nieder vor dem Bilde des Dichters — und verehrten ihn und schworen, vorwärts zu streben zum Heile ihres Volkes wie er — und rein und edel zu werden — nach seinem Vorbild.

Ja, sie verehrten Klopstock, trotzdem alle anderen ihn für einen langweiligen, abgeschmackten Poeten erklärten — oder vielleicht gerade mit deshalb. Aber doch glaubten sie an

seinem Denkmal die reine Macht der Begeisterung für die Idee in sich erwachen zu fühlen, die Klopstock zum Dichter schuf, doch ahnten sie instinktiv das große Genie dieses Mannes, der als Kind und Jüngling hier an der rauschenden Bode und im raunenden Brühle einst sinnig wandelte, wie der junge Shakespeare an den Ufern des Avon, und dessen Werke einen Markstein bildeten in der Geschichte des deutschen Geisteslebens.

Hier am Klopstockdenkmal war es auch, wo die beiden Jünglinge die heiligsten Schwüre ihrer Freudschaft erneuerten und sich selbst die feierlichsten Eide leisteten „bei der ewigen und eisigen Nothwendigkeit", „bei dem stillen Genius der Nacht", nicht eher einander wieder zu treffen, nachdem sie das Gymnasium verlassen, als bis der eine nicht wenigstens Minister und der andere ein berühmter Dichter geworden.

Oder aber ein ander' Bild — die jungen Freunde gingen in ihre Stammkneipe oder vielmehr schlichen dort heimlich um Mitternachtszeit hinein; eine der furchtbarsten Spelunken der Vorstadt, wo außer ihnen nur allerhand fahrendes Volk, schmutziges, problematisches Gesindel und einige Sozialdemokraten verkehrten, die jeden Abend dieselben wuchtigen Phrasen unter die Versammlung warfen. Sie hielten das für interessantes Abenteuer, hier im Qualm und stinkendem Brodem einer Vorstadt-Spelunke Studien zu machen, und kamen sich dabei etwa vor, wie der Chalif von Bagdad mit seinem Minister, die sich unter das Volk begeben, um dessen intimstes Seelenleben zu erlauschen, gleichsam den Volksgeist im ungenirtesten Negligée zu beobachten. Natürlich waren beide Freunde durch und durch republikanisch, schworen Untergang allen Tyrannen, eigneten sich auch Einiges aus dem an Schlagwörtern so reichen Jargon der Sozialisten an und konnten im Uebrigen ganze Scenen aus den „Räubern" und „Kabale und Liebe" von „Fritze Schiller", nicht „Friedrich von Schiller" auswendig, die sie gelegentlich, gewöhnlich draußen im Freien, mit einem mörderischen Pathos aufführten. Rudi war gewöhnlich Karl Mohr, während der böse Franz mehr den Freund anzog, wegen der „psychologischen Raffinessen, die Fritze Schiller in dies Ungeheuer von Charakter hineingewebt hat."

So verlebten beide, in schwärmerischer Freundschaft einander zugethan, die seligsten Zeiten, vergötterten sich gegenseitig, und träumten die ersten unschuldigen, — ach, so himmlisch-unschuldigen Träume einstiger Größe.

Ihren Kameraden standen sie fremd gegenüber.

Nur einer wurde später für würdig erachtet, in den Bund aufgenommen zu werden. Das war ein ebenso befähigter Mensch, wie ein reiner und edler Charakter, der zwar frei war von sentimentalen Schrullen und jugendlich-pathologischen Absonderlichkeiten, aber doch tieferer Gefühle teilhaftig und beiden stets ein aufrichtiger Freund und Genosse.

Die drei gründeten einen Geheimbund, der nach dem großen indischen Dichter „Kalidasa“ genannt wurde. Da die Sache so exotisch wie nur irgend möglich sein mußte, sollte sie die Phantasie beschäftigen, so bekam jeder in feierlicher Taufe einen furchtbaren indischen Namen. Rudi hieß wie der biedere, edelsinnige Brahmane aus der „Vasantasena“ des Königs Cudraka „Tscharudatta“, jener Typus eines hochherzigen Buddhisten, der bereits vor Jahrtausenden das christlich-soziale Problem in den schlichten Worten predigte: „Das bist du!“; Kurt erhielt wegen seiner hochfliegenden politischen Pläne, die er, wie er damals behauptete, um jeden Preis, selbst durch die verwerflichsten Mittel, zu realisieren wissen würde, den Namen jenes altindischen Umstürzlers, des Ministers „Tschanakya“, der in der „Mudrarakschasa“ des Visakhadatta die erste Rolle spielt. Den Dritten im Bunde tauften sie nach jenem biederen alten König aus der Savitri „Açrapati“, da er für diesen ganz besonders schwärmte, und gleichfalls, wie sein altindisches Prototyp, als „pflichtenkundig, durch und durch rechtschaffen, gottseligen Wandels, ein Mann von Wort und gebändigten Gelüsten“ erschien.

Natürlich waren die jungen Schwärmer Atheisten, oder glaubten damals vielmehr, es zu sein und bildeten sich nicht wenig darauf ein. Auch außerdem waren sie vielfach vom Rationalismus angesteckt, lasen mtt besonderem Eifer Voltaire und Feuerbach und glaubten mit Strauß sagen zu können: „wir sind keine Christen mehr“! Nur Confucius und die

buddhistische Lehre befriedigte sie. Sie schufen sich ein ganz eigenartiges, mysteriöses Religionssystem, das mit allerhand abenteuerlichen Gebräuchen ausgestattet wurde. Wenn sie dann zusammenkamen, — nur des Nachts freilich, wenn niemand sie störte — übernahm einer das Hochamt, worin sie einander abwechselten, — kleideten sich in eine seltsame, von ihnen besonders ersonnene, feierliche Tracht, so daß sie beinahe wie echte, vom Ganges importierte Brahmanen ausschauten — murmelten in dunklem Stil verfaßte Sprüche, die so eine Art Spinozaschen Pantheismus kündigten — die Bibel wurde zur Erde geworfen als ein Werk voller dogmatischer Spitzfindigkeiten, das jede wahre Religion ertötet und jede religiöse Produktivität durch seine Alleinherrschaft seit Jahrhunderten im Keime erstickt hat — jeder setzte seinen Fuß darauf — und sie schworen, nie an ein Dogma zu glauben — nur an den einen, unvergänglichen, allmächtigen Naturgeist, der das ganze All durchsetzt — und hier auf Erden stets das Leben eines weisen, edlen und vollkommenen Brahmanen zu führen, damit ihre Seelen — der indische Glaube der Seelenwanderung war von einer besonderen Anziehungskraft — schon geläutert ins Jenseits eintreten könnten. — —

Ihr Prosamenschen! lächelt immerhin über diesen phantastisch-thörichten Jugendsinn, der in so seltsamer Art sich geberdete; und zieht spöttisch die Brauen empor über dies kindlich-unschuldige Idyll, das die Jünglinge vom Gymnasium einer kleinen Provinzialstadt inszenierten!

Es war ein guter Kern darin!

Und sie fühlten sich so glücklich in ihrem naiven Sturm und Drang, so unendlich glücklich — wie nie wieder im späteren Leben. Was kümmerte sie die Welt und ihr Getöse? — Sie waren sich selber eine Welt! Sie berauschten sich an den großen Werken unserer Dichter, phantasirten von einem großen Zukunftsreich der Menschheit, in dem der allgemeine Weltfriede des seligen Vater Kant endlich den sehnsüchtig harrenden Völkern proklamirt werden sollte, träumten von Menschenbeglückung und der idealen Zukunftshöhe unseres Geschlechtes, schwelgten im Uebrigen in überschwänglich-weichen

Stimmungen, deklamirten und philosophirten, lasen und rezensirten sich gegenseitig die ersten litterarischen Versuche mit vollkommenster Neidlosigkeit, schwärmten dabei alle zugleich für ihren Direktor, der einen fein ausgearbeiteten Kopf, eine mächtige Adlernase und prachtvoll ausdrucksvolle, tiefbraune Augen hatte, der in sehr geistvoller und anregender Weise Geschichte vortrug und eine geradezu glänzende Gabe besaß, große Männer zu analysiren, und verachteten — last not least — mit gleicher Souverainetät die Arithmetik als öden, nüchternen Formelkram, während die höhere Analyse sie auf den Flügeln der Kartesianischen Phantasie davontrug in ein fernes, zauberisches Wunderland, wo jedes Räthsel dem erstaunten Geist sich rasch in einer analytischen Formel auflöst.

Rudi war der Mittelpunkt der Trias.

Seine lyrische Befähigung schon damals wundersam.

Einige Gedichte von ihm aus jener Zeit waren, für sein junges Alter, geradezu prachtvolle Stimmungsbilder. Seine Verse erinnerten in ihrer fast slavischen Weichheit, mit der sie sich dahin ergossen, in ihrem schweren, trüben Kolorit und in ihrer hier und da gluthvoll hervorbrechenden Leidenschaftlichkeit sehr an Lermontoff's göttliche Gedichte. Auch besaß Rudi jenen starren, verzweiflungsvollen Blick, der Lermontoff's Physiognomie soviel Fremdartiges, Weltfernes verlieh und ihm Zeit seines Lebens eigen war.

Rudis letztes Lied, das er auf dem Gymnasium dichtete, besang ihren Hainbund, besang die Unsterblichkeit ihrer edlen Jugendfreundschaft, die sie trösten sollte über die bevorstehende Trennung. Sie machten ihr Examen zu gleicher Zeit.

Noch einmal trafen sie sich am Denkmal Klopstocks, erneuerten die Schwüre ihrer schwärmerischen Freundschaft, versprachen sich gegenseitig im Leben nicht zu verlieren und einer dem andern in Noth und Elend treuen Beistand zu leisten. —

Dann umarmten sie sich noch einmal unter Thränen — und trennten sich.

Sie bezogen die Universität. Zwei studirten Jura. — Rudi wurde Mediziner.

Nicht um Arzt zu werden und gar der leidenden Menschheit zu helfen! Dazu fühlte er sich nicht berufen. Nein — er träumte schon auf dem Gymnasium davon, mit dem Messer des Anatomen in das feine Bauwerk thierischer Organisation einzudringen, das wirre Geflecht der mannigfaltig sich verschlingenden Nervenbahnen bloszudecken und mit eigener, mitleidsloser Hand das Hirn zu präpariren, den Sitz der Seele. Er hatte einmal einen Roman von Georg Ebers gelesen, in dem ein alter ägyptischer Arzt eine gewisse Rolle spielt. Dieser sucht durch alle Mittel in den Besitz eines menschlichen Leichnams zu gelangen, um einmal eine gründliche Sektion zu machen und das Herz, nach alter Anschauung den Sitz der Seele, aufzudecken. Endlich besticht er einen alten, bettelarmen Leichenbalsamirer. Er gelangt in den Besitz eines nur scheintoten Menschen, er öffnet ihm die Brusthöhle, sieht das noch schlagende Herz, und ist enttäuscht, in ihm nur einen hohlen Muskelschlauch zu finden. Er kommt zu dem Resultat, daß dieser pulsirende Fleischsack unmöglich der Sitz der Seele sein könne, und nimmt sich aus Schwermuth darüber, daß sein Suchen nach der ersehnten Wahrheit nicht belohnt wurde, das Leben.

Dieser alte ägyptische Arzt imponierte Rudi derart, daß er beschloß, sich der Medizin zu widmen. Er vertiefte sich in den ersten Zeiten seines Studiums mit unglaublichem Eifer in alle Einzeldisziplinen, arbeitete ganze Nächte und lag tagsüber auf dem Sezierfaale, — aber schließlich packte ihn der Verdruß, der Ekel, es erging ihm wie Lenaus Faust, am Ende seiner anatomischen Studien konnte er stolz zitieren:

„Du weißt nicht mehr vom Leben, als das Vieh!
Trotz Deiner sämtlichen Anatomie!“

Es vollzog sich allmählich eine Umwälzung mit seinem ganzen Ideenkreise, eine Revolution, von der seine Briefe an den Freund deutliche Kunde gaben. Auf sein Leben, das bis dahin nur einem unersättlichen Wissensdrange geweiht schien, gewannen zwei wichtige Faktoren Einfluß: die Frauen und der — Alkohol.

Damals, als sein Geist begann, der Wissenschaft abtrünnig zu werden, schrieb er an ihn folgenden Brief:

Lieber Freund!

Ich habe mich jetzt über die alte griechische Philosophie hergemacht und will versuchen, mir mit aller Gewalt wieder zu etwas Positivem zu verhelfen, um mich über die gähnende Leere hinwegzubringen, die ich manchmal in meinem Hirnkasten verspüre. Ich sage mir: so ein Kulturmensch muß offenbar irgend eine Idee haben, an der sein Herz hängt, — oder er leidet an Schlaflosigkeit, schlechter Verdauung und Daseinsverdruß.

Nun habe ich freilich bisher meine Befriedigung bei den alten Eleaten ebensowenig finden können, wie bei den Sokratikern; indessen geheimnisse ich in den Text dieser Leute doch allerhand schöne Sachen hinein, die nach meinem Wunsche sind, und womit ich meine Zweifel vorläufig stille.

Solch' eine Philosophie ist so eine Art von Notverband für die blutende, nach Wahrheit lechzende Seele, weißt Du!

In ehrlichen Stunden reißt man das erbärmliche Pflaster herunter von seiner Kulturhaut, und siehe — die alte Wunde ist nicht verheilt — das heiße Blut tröpfelt weiter — und Dich packt der alte Schwindel, die alte Leere. —

Hast Du nicht irgend ein paar zugkräftige Ideen, irgend so ein positives Futter? Meine Seele lechzt darnach! —

Das einzige haltbare Mittel, sich über diese Erdenjammerei möglichst amüsant hinwegzusetzen, sind Narcotica!

Zunächst die Weiber! —

Du hast in der Beziehung verbohrte Ansichten.

Nicht derjenige, der am besten zu schwatzen und zu schmeicheln weiß, nicht der Intelligenteste, nicht der Schönste und Ueppigste besiegt und unterwirft das Weib, sondern der, der zuerst den Mut hat, das Weib anzupacken. Der erste plumpe Griff, der die Sinne erregt, entscheidet!

Alles andere ist Lüge oder Heuchelei! —

Wo ist das große, geniale Weib, das den Sinn hat für das Ewige, Unvergängliche? Wo ist das Weib mit dem Herrscherblut und dem Zug ins Freie, das mein Traum war? Das mein Schicksal sein könnte, sein müßte, wie Josephine Beauharnais das Napoleons!

Alles, was ich am Weibe gesehen habe, ist kleinlich, flatterhaft. Sie ziehen uns hinab in ihren trivialen Kleinkinderkram und entwürdigen uns!

Also: hüte Dich vor den Weibern!

Daneben ist es doch erbaulich, sich wie ein Pascha von einigen dieser verliebten Gänse umschmeichelt zu sehen und noch dazu die zartesten Leibchen zu genießen, die je eines Mannes Herz erfreut haben.

Da habe ich zum Exempel so eine kleine, reizende, schwarze Katze mit Augen — wie glühende Kohlen und dabei von einer sinnlichen Andacht! Einfach entzückend. Ihre Lippen scheinen so unschuldig in ihrer schwellenden Pracht — aber, wenn sie dich umarmt, so weißt Du nicht, küßt sie oder beißt sie. Köstliche Zähnchen! Ein naiver, frommer Racker!

Dann ist da eine große, schlanke Blonde, zartes Fleisch wie alle Blonden. Aber von einer siegreichen, stürmischen Leidenschaftlichkeit und einer rührenden Treue!

Die Brünetten möchte ich Dir nicht empfehlen — die sind alle falsch und haben meist zuviel Verstand!

Uebrigens ist die Liebe nicht das einzige Narkotikum. Nach ihr kommt in erster Linie der Alkohol.

Das ist doch eine wahre Prachterfindung für uns armselige Ideologen, ein wahres Universalheilmittel für alle Gebreste. Die beste Idee, die die Aerzte gehabt haben. Ich schätze den Alkohol jetzt sehr. Empfehle Dir ein gleiches! Alles andere ist doch keinen Stüber werth.

Ausgenommen natürlich der alte Indier, — ich meine Schopenhauer — der einzige Kerl, der bis auf den Urgrund der Dinge zu schauen versucht hat!

Lebe wohl!

Dein Freund Tscharudatta.

Rudi befand sich in einer gefährlichen Stimmung.

Er stand am Grabe seiner Erkenntnis, vor jener gähnenden Kluft der Lebensphilosophie, wo einem das Blut urplötzlich zu Eis erstarrt, wo einem die ganze Welt nur als ein erbärmliches Spiel des Zufalls erscheint, in der alles aufs beste oder schlechteste ist, was im Grunde genommen auf Eins heraus-

kommt und was man mit einem gewissen verächtlichen Humor hinnimmt. Er befand sich in jener kritischen Entwicklungsphase, wo man vergeblich den Teufel Skepsis niederzuringen sucht, wo man alles negirt und doch gläubig-sehnsüchtig die Ohren spitzt nach neuen Evangelien, wo man nach dem Tode lechzt und doch wilder und eindringlicher als je über den Werth des Lebens philosophirt, wo man auf Kosten seines Geistes vegetirt und doch schmachtet nach großen Ideen, wo man sein eigenes Ich fortwährend zerdenkt, zerfasert, um es im gegebenen Moment um so leidenschaftlicher in Pose zu setzen. Turgenjeff hat für diesen Zustand des Geistes zuerst den Namen des Nihilismus angewandt.

Rudi ließ die Folianten in der Ecke verstauben, stürzte sich hinaus in den Wirbel des Menschenlebens, führte ein Dasein wie ein Vagabund, machte tausend tolle Streiche und huldigte dem Bachus in einer entsetzenerregenden Weise. Er wollte sich vernichten, seine Konstitution gewaltsam zur Auflösung zwingen.

Aber sein Organismus war unzerstörbar, seine Nerven von Stahl.

Meisterlich handhabte er den Säbel und focht mit der glänzenden Ruhe eines alten Fechtmeisters. Kurt schalt ihn barbarisch, da er so oft auf schwere Waffen focht und geradezu mit leidenschaftlicher Gier jedem neuen Duell entgegenging.

Aber wie? Waren die Hellenen darum Barbaren, weil sie sich im Faustkampfe die Nasen zerschlugen? Nein, kämpfen und fechten, das waren edle, daseinsbelebende Künste, denen man sich mit Begeisterung hingeben mußte, ein Duell Mann gegen Mann das prächtigste Motiv, sich selber wieder mal in Szene zu setzen und sich auf der Höhe seiner vitalen Funktionen, sonderlich der durch die Willensimpulse vermittelten Innervationen, zu fühlen und zu zeigen.

Einmal focht Rudi ein glänzendes Duell gegen einen überlegenen Gegner siegreich aus.

Das kam so.

Er befand sich in einer Gesellschaft, wo eben ein ziemlich geistloser Herr sich äußerst herablassend und kollegial über Voltaire ausließ.

Rudi wurde wütend.

„Sagen Sie mal" — fragte er schließlich den jungen Mann, der fortfuhr, die großen Männer kompagnieweise über das Messer seiner Kritik springen zu lassen — wozu sind denn eigentlich nach Ihrer Auffassung die großen Kerle da?"

„Ah — Esprit machen, mein Verehrtester, Esprit machen! —" erwiederte der kühne Jüngling in einem Tone, der das etwa klingen ließ wie: „Kunststückchen machen, mein Verehrtester, Publikum amüsiren" . . . . .

„Sie Vieh!" brüllte Rudi ihn an, indem er allgemeines Entsetzen erregte.

Auf der Mensur, zu der man ihn halb bezecht aus seiner Stammkneipe holte, focht er mit einer so glänzenden und sicheren Bravour, daß sie den Gegner bald mit einer tiefen Armwunde davonführten.

Das war Rudis letzter Waffengang.

Auch das Fechten hatte nun seinen Lebensreiz für ihn verloren. Er hatte sich ausgetobt. —

Eine neue Phase seiner Entwicklung begann. —

Sein Herz ward ihm selber gram und er schaute mit Abscheu auf sein bisheriges Dasein. Er war tief untergetaucht iu den Sumpf des Lebens und hoffte darin zu vergehen. Aber seines Geistes nimmer gestillte Sehnsucht nach jenem Idol, nach jenem Höheren, Unsagbaren riß ihn empor und ließ ihn den schmutzstarrenden Abgrund vermeiden, dem er so gefährlich nahe kam. —

Was er am Menschen sah, das war Dummheit und Gemeinheit, ihr Treiben lächerlich und unsäglich albern.

Er haßte sie alle und verachtete sie.

Immer mehr zog er sich in den stillen Bannkreis seines eigenen Ich zurück und begann sein Leben nur in sich zu vegetiren.

Er ward einer der großen und stillen Verächter.

Endlich verließ er die kleine Universitätsstadt, den bisherigen Schauplatz seiner Thaten und Erlebnisse, und siedelte nach Berlin über, um hier an der Quelle zu schlürfen von jenem träumenden, weltmüden Geiste, der in den Werken des litterarischen Jungdeutschlands wehte!

Das glänzende Phänomen einer am Abgrunde der Décadence tänzelnden, bald sinnlich-rauschversunkenen, bald bacchantisch schwelgenden Uebergangs- und Untergangs-Poesie zog ihn mächtig an und zog ihn in ihre Zauberkreise. Das waren die Zeiten, wo Elisabeths Liebe sein Dasein beseelte und sein Geist im „Klub der Negativen“ sein verschwenderisches Brillantfeuer entfaltete. —

Aber es kamen bald die Zeiten, wo ihn nichts mehr befriedigte — wo der alte Zweifel in sein Herz einzog — alles ihm schal und leer erschien — wo er wieder ganz in Stimmungen und Träumen zu leben anfing. — In einer plötzlichen Anwandlung riß er sich los von Berlin, los von der Geliebten, los von den Freunden und setzte seinen Fuß weiter. Er ging nach der Schweiz, wo wir ihn in Zürich bereits wiedergefunden haben. —

Die Trennung

Es war bereits Spätherbst.

Sacht rieselten die trockenen Blätter herab, auf die der Tod ein buntes Farbenspiel gezaubert hatte und die sich krampfhaft wehrten gegen die allzu stürmische Umarmung des Windes, der raschelnd durch die Bäume fuhr. —

In dem zu ebener Erde gelegenen Zimmer in Rudis Hause, das zu einem Atelier umgewandelt war, stand Anita vor ihrer Staffelei, die Palette in der Linken, mit dem Pinsel in der Rechten, über die vor ihr ausgespannte Leinewand zeichnend.

Da konnte man bereits deutlich die scharfen, kühnen Züge Rudis erkennen, die, silhouettenförmig vom blassen Untergrunde sich abhebend, nur noch der belebenden Farbe harrten, um in realistischer Wahrheit hervorzutreten.

Anita kleidete der weiße Malermantel, der in schlichten Falten ihren schlanken Leib umhüllte, außerordentlich gut und ließ dessen feine, schwungvolle Formen deutlich hindurchschimmern, während sie, hier einen Farbenflecks wegtupfend, dort eine ungereimte Farbennüance korrigirend, sich in den vollen Hüften wiegte und ihre rabenschwarzen Locken in sorgloser Ungebundenheit ihr auf die Schultern hinabringelten. —

Es war ein Bild von einem eigenartig anmuthigen Zauber, wie sie so dastand, die blassen Wangen leicht gerötet, die dunklen Augen strahlend vom Feuer der Begeisterung, jede Bewegung voll Grazie und Zartheit. —

Sie selber war sich offenbar garnicht bewußt, von welcher berückenden Schönheit sie in diesem Augenblicke war. Dafür schien der Herr, der schon seit geraumer Zeit vor ihrem Fenster stand und sie mit seinen weit aufgerissenen Augen fast verschlang, den Werth ihrer Schönheit um so mehr zu würdigen. Ein großer, breitschultriger, außerordentlich vornehm und sorgfältig gekleideter Herr — schwarzes Haar, schwarze Augen, schwarzer Vollbart. Den weichen, verschwimmenden, charakterlosen Zügen, den etwas schief stehenden Augen und der leicht aufgestülpten Nase nach ein Slave.

Das war der Fürst P . . . ., dessen Ländchen unmittelbar an Anitas Grafschaft angrenzte, ein durch seine Grausamkeit gegen die Untergebenen, durch Verschwendung und Ausschweifungen bekannter Aristokrat.

Er huldigte dem Ewig-Weiblichen geradezu leidenschaftlich, wobei er sich durchaus nicht als Feinschmecker zeigte, sondern die derb gesunde Bauerndirne seiner Heimat in gleicher Weise mit seinen Werbungen verfolgte, wie die raffinierte Modedame eines Pariser Salons.

In Anita witterte er ein Weib von ganz besonderer Rasse, und so verfolgte er sie schon seit Jahren unaufhörlich mit seinen Anträgen.

Anita, die über den Fürsten sehr wohl unterrichtet war, hatte ihn immer mit einem an Verachtung grenzenden Stolze abgewiesen

Das vermochte seine Liebe nur zu steigern und zu einem immer toller in ihm emporglühenden Wahnsinnsrausche zu entfachen. Er hatte den Entschluß gefaßt, dieses königliche Weib, das seine wilden Sinne reizte wie kein anderes, und das seine Bewerbungen mit so eisiger Kälte abwies, sich zu erobern, und sich zugeschworen, sie sich zu unterwerfen, koste es, was es wolle.

Seitdem er wußte, daß sie einen Schriftsteller, einen blassen deutschen Mondscheinjüngling mit Poetenlöckchen, ihm vorzog, ihm, dem Herrn vieler Tausende, in dessen Adern königliches Blut floß, kannte seine gierige Wut keine Grenzen.

Er haßte sie von jetzt ab und gelobte sich, dieses stolze Weib niederzuwerfen in den Staub, ihren Leib niederzuringen im Kampfe der Lust, und, indem er über ihre Keuschheit triumphierte, den aufreibenden, quälenden Brand seines Innern zu sänftigen. —

Jetzt stand er in gespannter Stellung wie ein Raubtier da, die stechenden Augen triumphierend auf sie gerichtet — jede ihrer Bewegungen mit stockendem Atem verfolgend. —

Plötzlich schwang er seinen Körper zur Fensterschwelle empor — dann ein Satz — und er war mitten im Zimmer. Anita wandte sich blitzschnell um — und schrak mit einem lauten Aufschrei zurück: sie stand ihrem Todfeinde gegenüber.

Sie maßen sich stolz, Auge in Auge, indem ihre Pulse heftig hämmerten und beide kaum ihrer leidenschaftlichen Erregung Herr zu werden vermochten.

Anita faßte sich zuerst.

„Was soll diese seltsame Visite, Herr Graf, und auf diesem seltsamen Wege? Verlassen Sie mich sofort! Verlassen Sie dies Zimmer, in das Sie eingedrungen sind wie ein Dieb, wie ein Verbrecher . . . .“

„Haha!“ — lachte der Graf höhnisch, indem er zur Thür ging und sie fest verschloß — habe ich Dich endlich — endlich, mein Täubchen! Habe ich Dich endlich, Du stolzes, schönes Weib! Ei, wie prächtig steht Dir Dein Zornesmut! wie versetzt das wilde Wogen Deines üppigen Busens mein Blut in Wallung! In Dir steckt Rasse! — ja, Rasse! Ich wittere bei Dir eine schöne Umarmung; darum . . . .“

„Wie, Sie wollten es wagen?“ — rief Anita in leidenschaftlicher Empörung. — „Sie Elender! Sie . . . .“

„Nur ruhig, meine Fürstin!“ — unterbrach er sie ironisch — meinst Du, ich hätte Jahre lang gewartet, nur um heute, wo das Glück mir alles in die Hände spielt, das Bild dieses sentimentalen Laffen von Deutschen zu bewundern, das da im

Entstehen ist? Nein, meine süße Anita! Ob Du mich hassest oder liebst — ich will Dich! ich will Deinen Leib! ich will . . . ."

„Wagen Sie es nur, mich anzurühren!" — knirschte Anita, hochrot von flammendem Zorne — ich habe Kraft und werde mich wehren, so lange mein Herz schlägt!"

Die Wut erstickte ihre Stimme. Er schlug eine höhnische Lache auf und ging auf sie zu.

Anita wich langsam zurück — immer weiter. Endlich zwang er sie in eine Ecke, — sie konnte ihm nicht mehr ausweichen. Schon wollte er sie umarmen, schon streckte er die Arme aus, um sie an sich zu reißen — aber ihre entschlossene, königlich-trotzige Haltung machte ihn einen Moment unschlüssig. Die Situation ward ihm unbehaglich. Er überlegte.

„Sei doch vernünftig!" — sagte er endlich fast bittend — „wozu das Sträuben? Siehst Du nicht, daß Du in meiner Gewalt bist, daß Du mir rettungslos verfallen bist? Ergieb Dich mir! Gönne mir Deinen fürstlichen Leib und laß diesen deutschen Poeten laufen, der Deiner nicht wert ist! Komm! Ergieb Dich mir!"

Sie erwiderte nichts.

Mit schweigender Verachtung, die Zähne fest aufeinander gebissen, blickte sie ihn mit funkelnden Augen an.

„Ha! Du wagst es noch, zu widerstreben?" — knirschte er in wahnsinniger Wut — so will ich Dich zwingen, daß Du mich liebst, will Deine Sinne kitzeln, daß sie sich gegen Dich selber empören — zu meiner Lust! Komm her Du Weib! — . . ."

Anita sammelte ihre Kräfte zu einem verzweifelten Entschluß. Wenn es ihr nur gelang, die Thür zu erreichen oder das Fenster zu gewinnen! Aber es war unmöglich.

Jetzt trat er auf sie zu und umgriff sie in plumper Gier mit seinen mächtigen Armen. Die legten sich wie eiserne Klammern um ihren Leib und drohten sie zu ersticken. Ein wildes Ringen begann. Atemlos — lautlos — nur hier und da von einem Seufzer oder einem knirschendem Fluche unterbrochen. —

Er suchte sie zu Falle zu bringen, — aber Anita wehrte den überlegenen Gegner mit der Kraft der Verzweiflung ab. Doch allmählich begann ihr Mut zu erlahmen, sie fühlte, daß sie ihm nicht mehr lange würde widerstehen können, spürte, wie die Sinnlichkeit dieses Elenden auf sie überging, wie sie in immer wilderem Strome ihren Leib durchrauschte und sie zu fernerer Gegenwehr entnervte. —

Und dann?! — — —

O, ihr Blut schäumte bei dem Gedanken, diesem Erbärmlichen im brutalsten Kampfe zu unterliegen — dem immer tolleren Rausche der eigenen Sinnlichkeit, die schon ihren Körper durchschauerte — verzweifelt irrten ihre Augen im Zimmer umher, als ob sie nach einer Waffe suchten, nach irgend einer Erlösung — und siehe — war das nicht der alte, treubewährte Dolch, der dort unter der Leinewand halbversteckt hervorblitzte? Warum sie nur nicht gleich an ihn gedacht hatte! Wie ein Freudesblitzstrahl durchzuckte es sie! Der mußte sie erretten! Sie achtete nicht der tollen Umarmung des sinnlich-tollen Fürsten, nicht spürte sie seinen derben, fleischigen Arm, der ihren weichen Busen drückte — willig überließ sie sich für einen Augenblick seiner tollpatschigen Brunst, indem sie ihr Antlitz abwandte — dann strömte neue Kraft durch ihre Glieder, alle Muskeln spannten sich zu ungewöhnlicher Härte, und eben, als der Gegner zu triumphiren glaubte, riß sie sich los mit einem plötzlichen Ruck, daß er weit wegschleuderte gegen die Büste des Apoll von Belvedere, und, sie mit sich reißend, zu Boden stürzte, indem die Büste krachend in tausend Stücke zersprang.

Anita aber eilte wie eine Wilde auf den Tisch zu und zog triumphirend den blitzenden Dolch unter der Leinewand hervor.

Der Fürst schäumte vor Wuth.

„Ha! Du elender Bube!“ — rief sie, indem sie den Dolch hoch in der Rechten schwang — „wagst Du es jetzt noch, mich anzutasten, bei Gott, so stoße ich Dir kalten Blutes den Dolch in den Leib!“

Er wollte sich wie ein Stier über sie werfen und sie mit sich reißen, ob sie traf oder nicht.

Aber wie er sie dastehen sah, den gezückten Dolch in der Rechten, sah er, daß es sein Tod gewesen wäre.

Es blieb nichts übrig, als den Rückzug anzutreten.

Wüthend zerriß er die Leinewand, auf der Rudis Züge in blassen Contouren hingehaucht waren, dann ging er zum Fenster und verschwand mit einem höhnischen „Au revoir!“ auf demselben Wege, auf dem er gekommen.

Anita schwankte totmüde hinauf in Rudis Erkerzimmer, um ihn zu erwarten. Ihre Kräfte waren verbraucht, sie war einer Ohnmacht nahe.

Endlich kam Rudi. Da er sie im Atelier nicht fand, eilte er sogleich beflügelten Schrittes hinauf und riß die Thüre auf — ihm ahnte ein Unglück. Wie er sie dasitzen sah, bleich, fahl, verstörten Gesichtes — die Locken wirr und unordentlich um das Antlitz sich rankend — die Augen unheimlich glänzend —, erfaßte ihn ein jäher Schrecken.

„Was ist Dir, Anita?“ Was ist geschehen? fragte er mit zitternder Stimme.

Weinend und schluchzend sank sie an seine Brust und erzählte ihm alles. —

Rudi blieb eisig kalt. Keine Wimper zuckte. Sie dachte, er würde rasen in leidenschaftlicher Wuth, er würde stürmen und fluchen. —

Nichts von alledem.

Schweigend und mit unheimlicher Ruhe nahm er eine seiner Pistolen von der Wand, prüfte sorgfältig das Visier, sah nach, ob sie noch geladen war und ging schweigend zur Thür.

„Bleibe hier, Anita!“ — sagte er gelassen — „und warte, bis ich wiederkomme! Der deutsche Poet wird seine Pflicht thun!“

Und damit ging er.

Anita war stolz auf ihn. Sie hatte ihre Ruhe mit einem Male wiedergefunden. Sie hatte das nicht anders erwartet, als daß er hingehen und den Elenden strafen würde. —

Indes eilte Rudi zur Wohnung des Grafen.

Ohne anzuklopfen öffnete er die Thüre zum Empfangszimmer, schritt an dem wartenden Diener vorbei, und trat in den Salon.

Der Graf war zu Hause.

Rudi grüßte ihn mit einem leichten Kopfnicken und verschloß hinter sich die Thüre.

Der Graf sprang erschreckt in die Höhe, als er das kalte, furchtbar entschlossene Antlitz seines Todfeindes erblickte, um dann sofort in ein Lächeln höhnischen Triumphes auszubrechen.

„Was bringen Sie, mein Bester?“ — begann er mit ironischer Höflichkeit — „wollen Sie nicht Platz nehmen, ehe Sie mir erzählen, was Sie zu mir herführt?“

„Obwohl ich nicht weiß, wie Sie über das deutsche Säbelfechten denken“ — erwiderte Rudi mit vornehmer Gelassenheit — „so nehme ich doch an, daß Sie als Kavalier bereit sind, für jede Beleidigung auf diejenige Waffe Satisfaktion zu geben, auf die sie von Ihnen verlangt wird. Sie haben sich heute wie ein rechter Kavalier und Lump benommen! Sie verdienten, daß ich Sie wie einen Spitzbuben über den Haufen schösse! Aber ich will großmütig sein! Ich fordere Sie zum Zweikampf. Sind Sie bereit?“

Der Graf wußte nicht, wie ihm geschah. Sein höhnisches Lächeln verschwand sehr bald von seinen breitgezogenen Lippen, sein Gesicht nahm einen immer erstaunteren Ausdruck an. Endlich wußte er sich vor Wut nicht mehr zu fassen.

Wie? Durfte er denn seinen Ohren trauen, daß man ihm so Unerhörtes zu bieten wagte! Und das von einem obskuren deutschen Litteraten! Ihm, dem Grafen! —

Er griff nach der Knute, die dort an der Wand hing und mit der er so häufig seine Vasallen zu erziehen pflegte.

Mit sicherem Selbstbewußtsein schritt er auf Rudi los und wollte eben schon die Knute heben, als der ebenso ruhig, ebenso sicher die Pistole hervorzog und ihren blitzenden Lauf dem Gegner gerade entgegenstreckte.

Der Graf stutzte.

„Gemach, gemach, Herr Graf!“ — begann wieder Rudi mit schneidender Schärfe — „wir kennen bereits die Allüren

Eurer gräflichen Hoheit, und sind darauf geziemend vorbereitet! Sind Sie jetzt vielleicht bereit, mit mir zu fechten?"

Dem Grafen imponierte allmählich dieser deutsche Litterat, er verlor die Sicherheit seiner Haltung, wich langsam zurück und hängte die Knute mechanisch wieder an die Wand.

Sie starrten sich beide an!

Eine Weile dumpfes Schweigen. —

„Sind Sie also bereit, mit mir zu fechten?" fragte Rudi endlich ungeduldig.

„Nun gut!" — sagte der Graf — „wir werden fechten!"

Dabei musterte er den Gegner von oben bis unten und konnte sich eines bösen, triumphierenden Lächelns nicht erwehren, als er die schlanke, feingebaute Gestalt des Gegners im Geiste mit seinem herkulischen Muskelbau verglich. Freilich flößte ihm die ungewöhnliche und zähe Energie, die aus dessen Zügen sprach, eine ungewisse, seltsame Angst ein.

„So bliebe nichts übrig" — begann wieder Rudi — „als die Bedingungen festzustellen! Wir fechten morgen um fünf Uhr, wenn die Sonne aufgegangen ist, oben auf dem Zürichberge, auf dem kleinen freien Platze mitten im Walde neben der alten Laube. Wir werden nicht auf Pistolen schießen. Das ist eine feige und lügnerische Waffe! Leib gegen Leib und Arm gegen Arm wollen wir kämpfen mit der ehrlichsten Waffe, dem deutschen Säbel. Jeder bringt seinen Arzt und Sekundanten selber mit. Einen Unparteiischen giebt es nicht. Es wird gefochten bis zur völligen Kampfunfähigkeit eines von uns Beiden. Sind Sie einverstanden?"

„Einverstanden!" — erwiderte der Graf.

„Gut denn! Auf Wiedersehen morgen um fünf Uhr!" Eine leichte Verbeugung und Rudi verließ das Zimmer.

Anita erwartete ihn mit Spannung. Als er endlich kam und ihr dann in aller Ruhe erzählte, daß das Duell morgen um fünf Uhr stattfinden würde, gerieth sie in eine stürmische, pochende Aufregung — ihre Nerven begannen zu zittern — sie fürchtete für den Geliebten.

„Aber weißt Du nicht, daß er einer der sichersten Pistolenschützen ist, daß seine Hand unfehlbar ist? O, er wird Dich tödten!“ brach sie endlich hervor, indem sie leidenschaftlich schluchzte.

„Wir werden Säbel fechten!“ — erwiderte Rudi gelassen.

„So wird er Dich mit dem Säbel erschlagen!“ — sagte sie ängstlich — „er ist ja viel stärker als Du!“

„Bleibe doch ruhig, Anita und fasse Mut!“ — tröstete sie endlich Rudi mit fester Stimme. „Meinst Du, wir Deutschen hätten es verlernt, den Säbel zu führen? Diese großen, massiven Kerle geben sich alle viele Blößen. Und der Hieb meiner Klinge war früher weithin gefürchtet! Ich werde **ihn** tödten!“

Seine sichere, unerschütterliche Ruhe verfehlten nicht ihren Eindruck auf Anitas von banger Furcht durchzittertes Gemüt. Bald kehrte ungetrübte Heiterkeit in beider Seelen zurück, sie vergaßen die brutale Roheit des Menschendaseins, die heute so brüske in ihre eigenen Kreise hineingegriffen hatte, und zogen sich ganz zurück in das Heiligtum ihrer Liebe.

Am anderen Morgen waren bereits alle am verabredeten Platze versammelt, als Rudi erschien.

Es war ein kalter Septembermorgen. Ein eisiges Lüftchen spielte mit den mürben Blättern und zerriß allmählich den dünnen Nebelschleier, der vom feuchten Boden aufstieg.

An dem graublauen, trüben Himmel war kein Wölkchen zu sehen — die Sonne schaute als ein gluthrother Ball durch die Bäume, ohne erwärmende Strahlen zu senden.

Eine Meise flatterte ängstlich aus dem niederen Gebüsch hervor — sonst Totenstille ringsum.

Man begrüßte sich sehr formell.

Die Sekundanten sprachen miteinander; dann nahmen sie zwei Säbel und maßen die Mensur.

Die Aerzte stellten alles für einen schlimmsten Fall bereit.

Endlich war alles in Ordnung. Sie entkleideten die Oberkörper und stellten sich gegenüber.

Der Graf mit wilder, triumphirender Miene nahm den Säbel fest in die mächtige Faust. Seine groben, massigen Muskeln sprangen als deutliche Wülste hervor und verliehen

ihm etwas Athletenhaftes. Seine breite, dunkelbehaarte Brust athmete schnell und unruhig. Rudi dagegen ergriff seine Waffe mit einer gewissen Grandezza, als ob es zu einem Schaufechten ginge. Sein schlanker und wie es schien wenig muskelkräftiger Körper stach merklich ab gegen den massiven Bau des Gegners, so daß der Sieg des Grafen von vornherein als gesichert erschien.

Das Kommando ertönte.

Der Kampf begann.

Der Graf sprang, weit ausfallend, vor, und ließ die Ueberlegenheit seiner Muskulatur spielen, so daß die Hiebe nur so auf Rudi niederhagelten. Dabei schlug er jeden einzelnen Hieb mit voller Wucht. Aber Rudi ließ sich nicht verblüffen. Ruhig, den Körper leicht zur Seite und nach hintenüber geneigt, blieb er in gedeckter Stellung, parirte des Gegners wüthende Hiebe mit dem Geschick eines geübten Fechters und spähte, wo dieser eine Blöße bot, um dann blitzschnell vordringend aus der Parade heraus zum Angriff überzugehen. Wie der Graf bemerkte, daß er mit seinem unsinnigen Drauflosgehen nichts ausrichtete und daß die überlegene Ruhe des Gegners ihm früher oder später gefährlich werden mußte, wurde er nur noch hitziger. Jetzt holte er zu einem vernichtenden Streiche aus — deutlich zielte er nach des Gegners Brust — hoch sauste der Säbel in der Luft, der Arm in Schulterhöhe — aber blitzschnell parirte Rudi den gefährlichen Hieb und schlug zugleich dem Grafen in den vorne nicht gedeckten Unterarm eine tiefe Fleischwunde. Der Graf zitterte vor Wuth.

Die Aerzte erklärten die Wunde, die ziemlich stark blutete, für ungefährlich. —

Das Duell nahm seinen Fortgang.

Wieder versuchte der Graf den Gegner, indem er ihn mit einem Hagel von Hieben überschüttete, ganz in der Defensive zu halten und ihn dann durch die überlegene Wucht eines Hiebes zu vernichten. Aber jetzt war Rudi selber in Feuer gerathen — die alte Fechterleidenschaft packte ihn wieder — er ging zum Angriff über, und alle die vollendeten Fechterstückchen, die er früher beherrschte, alle die raffinirten Finten und Meister-

hiebe, die ihn früher seinen Gegnern gefährlich machten, ließ er jetzt spielen; mit atemloser Spannung schauten die Sekundanten zu, mit welcher brillanten Eleganz und Leichtigkeit er den Säbel regierte — kaum vermochte der Graf im Tempo mitzuhalten und der scharf gezielten, schnellen Hiebe sich zu erwehren — überall waren schon auf seinem Leibe in blutigen Runen die Zeichen gedeutet, wo die Terzen und Quarten sitzen mußten — es war, als spielte Rudi nur noch mit ihm, und zauderte, den vernichtenden Streich zu führen — da endlich — ein geschmeidiges Nachvornegehen, wobei die blitzende Klinge geradeaus mitging, als ob sie nur zur unschädlichen Prim ausholen wollte — dann plötzlich ein rasches Umwerfen der Klinge — ein sausender, schwirrender Hieb — und wie ein Waldriese, von der Axt gefällt — sank der Graf mit einem wilden Seufzer ins Gras, eine tiefe, klaffende Wunde in der Brust.

Die Aerzte stürzten herbei — aber da war nichts mehr zu helfen — die fahle Blässe des Todes zeichnete sein eben noch von blühendem Leben gerötetes Gesicht — die Augen verloren ihren Glanz und irrten zitternd in ihren Höhlen umher — in breitem Schwalle stürzte der Blutstrom ruckweise hervor — noch ein paar matte, krampfhaft verlängerte Atemzüge — noch ein letzter bestialischer Fluch — und der Graf verschied.

Rudi empfand nicht das Geringste, als er den Gegner getötet hatte. Nur daß der kalte Morgenwind, der über seinen entblößten Leib wehte, ihn leicht erschauern ließ. Ohne sich noch um die Leiche des Grafen zu kümmern, kleidete er sich an. Mit einem gewissen Grauen blickten die Aerzte und Sekundanten auf diesen blassen Menschen von femininen Körper, der in so vollendet sicherer Weise zu töten verstand und dem das Leben des Grafen nicht mehr wert zu sein schien, als das eines Insektes oder Wurmes.

Rudi eilte nach Hause, schwere Gedanken im Herzen, denn es blieb ihm nun nichts anderes übrig, als Zürich sobald als möglich zu verlassen. Schon am Abend vorher hatte er mit Anita alle Möglichkeiten bedacht: auch sie fand es für rathsam, wenn er Zürich verließ. Aber Zürich verlassen, das

hieß von Anita scheiden, denn es war doch sehr fraglich, ob Anita ihm so bald nachfolgen könnte.

Und jetzt sich von ihr trennen müssen — das schien ihm das größte Leid, das seine Seele erfassen mochte.

Er trat in sein Haus.

Im Flur kam sie ihm entgegengejubelt und sank ihm mit einem lauten Freudenschrei an den Hals. Lange hielten sie sich fest umschlungen.

„Lebt er noch?“ — fragte Anita.

„Er ist todt!“ — erwiderte Rudi.

„Ach, so mußt Du also doch Zürich verlassen!“ — klagte sie — „und sobald als möglich! Komm! Laß' uns die letzten Stunden zusammen plaudern!“

Sie gingen in Rudis helles Erkerzimmer und verbrachten die Trennungsstunde mit hohen, ernsten Betrachtungen, indem sie beide voll Stolz auf die Zeit zurückblickten, die ihres Daseins Sonnenhöhe gewesen war.

Bald kam Rudis Sekundant und brachte die Nachricht, daß bereits Anzeige von dem Duell erstattet sei. Von wem, wußte er nicht.

Es war also Eile nöthig.

Sie geleitete ihn zum Bahnhofe.

Und hier erst, als schon der Abschied unmittelbar bevorstand, gestand ihm Anita plötzlich unter tiefem Erröten, daß sie sich Mutter von ihm fühle und ein Kind unter dem Herzen trage. Rudi küßte sein Weib lange und innig.

„Sorge Du für dieses Kind und wache darüber — denn bedenke, es ist das Kind unserer Liebe!“

Damit sprang er in den Zug, der ihn rasch nach dem Süden entführte. —



Ahasver

Sternenklare Tropennacht. —

Urwald von Brasilien. — —

Wie ein mächtiger Kelch aus azurblauem Kristall des Himmels Kuppel sich darüber wölbend, darin die einzelnen Sterne wie von eines verschwenderischen Meisters Hand kunstvoll eingefügte Demanten glitzerten und die im Zenith stehende volle Scheibe des Mondes wie eine goldene Einfassung erstrahlte. —

Die Erde eine wollüstige, von Blumenduft satte, berauschende Wärme ausatmend, die, mit der weichen Atmosphäre sich mischend, eine leichte Strömung, einen matten Windhauch erzeugte. —

Ringsherum Stille. —

Jene quälende, rieselnde, gleichsam nervöse Stille tropischer Nächte, wo die Sinne in ängstlicher Spannung auf den leisesten Reiz mit jähem, zuckendem Reflexe reagiren und stetig einer Gefahr entgegenzittern. —

Nur ab und zu, wie der kurz anschwellende, rasch verklingende Akkort von Lichtgedanken im Hirne eines Wahnsinnigen, das hastige Tripp-Trapp eines durch den Urwald raschelnden Tieres. —

Dann und wann wie der verirrte Seufzer eines gequälten Geistes oder wie der letzte, sterbensmatte Ruf eines nach Licht, nach Wahrheit ringenden Propheten, der abgebrochene, von fernher herbeigetragene Klageton eines Vogels. —

Am Horizonte wie ein blendender Witz des Weltengeistes über die Ironie der Schöpfung — bald hier, bald dort ein Blitz aufflackernd. —

In naher Ferne — wie das Selbstgespräch, wie das dumpfe Murmeln eines schlafenden Riesen — der brausende, gigantische Amazonas, der seine Fluten in unaufhörlicher Welle dem Meere zuwälzte. —

Das war in jenem Winkel Brasiliens, wo dieser majestätischste aller Ströme den Japure aufnimmt.

Ein flacher Hügel, sanft vom Ufer ansteigend, beherrschte das Stromdreieck — in halbkreisförmigem Bogen nach dem Wasser zu kahl, mit feinem Sand bedeckt, darin die Mondenstrahlen sich badeten — nach der entgegengesetzten Seite unmittelbar an die unermeßliche Urwaldregion angrenzend, die in der Ferne wie eine dunkle, undurchdringliche Mauer starrte. —

In der Mitte des freien Platzes, gerade auf dem Gipfel des Hügels, ein riesiger Baum, eine herrliche brasilianische Eiche, einsam und krafttrotzig in die Höhe sich reckend, wie ein vorgeschobener Posten der Urwaldbäume, ausschauend nach dem Strome, von wo, mit der Axt bewehrt, die kühne Faust des Menschen drohte, die vernichtende, verheerende Allmacht menschlicher Civilisation. —

Dicht neben dem ehrwürdigen Waldriesen eine klare Quelle hervorsprudelnd, die, unter verhaltenem Gemurmel über blanke Kiesel zum Strome hinabrieselnd, auf halbem Wege ein tiefes, klares Bassin bildete, einladend zu erfrischendem Bade. —

Etwas vor dem Baume, nach dem Strome zu, ein mächtiges Reisigfeuer, flackernd und prasselnd, mit gierigen Zungen in die Höhe leckend. —

Darum gelagert zwei Männer. —

Zwei seltsame Männer. —

Wie Lenaus Zigeuner abenteuerliche, wild ausschauende Gesellen!

Der eine der Typus eines nordamerikanischen Indianers. — Er mußte schon alt sein! Denn wenn auch das Spiel der sehnigen Muskeln auf eine nicht ungewöhnliche Elastizität hindeutete, so wies doch das Antlitz die Kainszeichen der versiegenden Lebenskraft: Falte drängte sich an Falte und nur wenige dünne Haare bedeckten seinen kahlen Scheitel. Die funkelnden Augen raubthierartig in die Gluth gerichtet, schürte er emsig das Feuer und wendete aufmerksam und mit Verständnis den Braten, der am Spieße schmorte. —

Sein ganzer Leib war nackend, nur die Hüften mit einem Fell umgürtet und die Füße mit einer Art Sandalen umschnürt. Prächtig war es mit anzusehen, wie der Feuerschein über das unheimliche, von unzähligen Falten durchfurchte Gesicht der Rothhaut hinspielte und jenen grausam düstren, mitleidslosen Ausdruck noch erhöhte, der dieser Rasse eigenthümlich.

Sein Begleiter starrte indessen, der Länge nach ausgestreckt auf dem Leibe liegend, den Kopf in die auf den Ellenbogen aufgestützten Arme gelegt, unverwandt in die Ferne.

Seine Kleidung verrieth noch im Prinzip ihrer Anlage den Kulturmenschen, war aber vielfach so derangirt und durch Zuthaten, die offenbar mehr der Noth als dem modischen Geschmacke ihr Dasein verdankten, entstellt, daß unschwer zu erraten war, welchen Stürmen sie bereits ausgesetzt war. Die derben ledernen Hosen erreichten kaum die Knöchel, so daß über den groben, plumpen Schuhen das nackte Fleisch zum Vorschein kam. Den Oberkörper bedeckte eine Art Jacket, aus dem indeß die Aermel verschwunden waren und das, da Knöpfe fehlten, durch Bast zusammengehalten wurde. Den Kopf endlich bedeckte ein breiter Panama-Strohhut mit vielfach zerfetztem, gleichsam angenagten Rande.

Das bartlose Antlitz des seltsamen Abenteurers war tief gebräunt und von langen Locken umrahmt, die bis zum Halse hinabwallten. Seine Züge scharf geschnitten und bildeten ein Profil von außerordentlicher Herbheit. Schläfen und Wangen eingesunken, die Stirne in feine, zahlreiche Falten gelegt. Ueber dem ganzen Antlitz, wie ein Nebelhauch über klarem See, ein Zug ungestillter Sehnsucht, düsterer Melancholie! —

Wir kennen diesen seltsamen Wanderer mit dem interessanten, vergeistigten Antlitz, mit den großen, tiefsinnigen, bald still träumenden, bald wild glühenden Augen — es ist Rudi.

Jahre waren seit seiner Flucht aus Zürich vergangen. Anfangs vermochte er die Trennung von Anita kaum zu ertragen. Es war ihm, als ob ihm der Halt genommen, als ob sein Ich gespalten wäre und eines leitenden Prinzipes entbehrte. Eine schier unüberwindliche, unsägliche Leere überkam ihn. Sein Dasein erschien ihm ohne Anita zwecklos und ohne Weihe.

Dann aber ward ihm seine Halbheit und Weibessehnsucht verhaßt. Wie? Er war in seinem Geistesleben schon so von einem Weibe unterjocht, daß er, von ihr getrennt, feige und in schlaffer Haltlosigkeit nach ihr girrte?

Freilich — Anita war ein Weib von ungewöhnlichem Geiste und Charakter.

Aber seine Liebe zu ihr?

War das der große, unwiderstehliche, wilde Zug seines Herzens zu einem kongenialen, mächtig-aufstrebenden weiblichen Geiste, oder war das nur der gewöhnliche Kampf und Haß der Geschlechter, den die Poeten mit Liebe bezeichnen, war das nur der Zauber ihrer durch außerordentliche und blendende Geistesgaben erhöhten Schönheit, der ihn zu diesem Weibe hinabsteigen, ja sie als gleichberechtigt anerkennen ließ?

Und sollte so seine ganze Liebe, die ihm immer bisher als der strahlende Sonnenpunkt in seinem Dasein erschien, nur eine vorübergehende Schwäche seines Geistes, nur eine letzte Anwandlung des Feminismus gewesen sein, die ihn sogar dazu brachte, das weibliche Genie zu proklamiren?, sein wilder Liebesrausch nur eine letzte, große Illusion? Ha! Dann galt es, sich loszureißen von dieser schmeichelnden und beseligenden Lüge — es galt, sich wieder ganz auf sich selber zu stellen und zu versuchen, ohne sie, ohne dieses Weib seines Schicksals zu **leben!** —

Einsam zog er seiner Straße. —

Als er auf dem Liddo in Venedig spazieren ging, wo er eben mit Anita eine Zusammenkunft verabredet hatte, lag der

Dampfer gerade im Hafen, der am nächsten Tage nach Amerika, nach New-York gehen sollte. Plötzlich kam es über ihn wie eine Erleuchtung, wie Schicksalsruf dröhnte es ihm plötzlich in den Ohren: Nach Neuland! Nach dem Osten! Nach Amerika!

Und ob sein Herz auch heftig pochte und eine unsichtbare Gewalt ihn zurückzuhalten suchte — noch an demselben Abend bestieg er das Schiff — am andern Tage begann seine lange, abenteuerliche Wanderschaft. —

Er durchquerte ganz Nord-Amerika, kletterte in den Roky-Mountains umher, kreuzte über die großen Seen, wanderte hinab nach Texas, überschritt den Rio Negro.

Endlich kam er nach Mexiko.

Das war in Yukatan.

Die Beine übereinander geschlagen, den Kopf gedankenvoll in die Hand gestützt, saß er einst träumend auf den Trümmern einer versunkenen Kulturwelt, Wehmuth im Herzen. Mächtige Tempelreste erhoben sich vor ihm, in einem tropisch-romantischen Stile, mit kühnen Fassaden und von mächtigen Bildnissen und Skulpturen geradezu übersät, die noch jetzt ein beredtes Zeugniß ablegten von der barocken, aber glühendheißen und umfassenden Phantasie ihrer längst verschollenen Meister. —

Wilde Lianen mit zähen, knorrigen Ranken und üppigem Laubwerk kletterten an den Mauern empor, — wundervolle Orchideen, in deren Blüten Natur die mannigfaltigsten Farbentöne mit verschwenderischer, kunstvoller Hand gemischt hatte, sproßten mitten in dem Staub und Schutt der allgemeinen Zerstörnis und erfüllten die Luft mit ihrem berauschenden Dufte. —

Wie zum Hohne der besiegten, vernichteten, in Trümmer gesunkenen Kulturwelt einstiger Menschenherrlichkeit thronte darüber — ewig jung und blühend — Mutter Natur und entfaltete allen erstaunlichen Reichthum ihrer Vegetation. —

Rudi saß und sann.

Wie ein von einem anderen Weltenkörper hier in die Ruinen vormaliger mexikanischer Kultur verschlagener Fremdling kam er sich vor. —

Das Bild einer Erdentwickelung entrollte sich in großen Zügen vor seinem Auge. —

Ein ewiges Werden und Vergehen. — —

Er sann und sann. —

Ein ganzes, mächtiges, begabtes Kulturvolk sah er einziehen in die fruchtbaren Ebenen von Anahuac, Städte erstanden, herrliche Tempelbauten, kühne Schlösser — Philosophen wandelten Nachts in den kühlen Hainen, den Blick zum Himmel gerichtet, schwere Räthselfragen im Busen beherbergend. — Dichter sangen den Preis der Helden, von allem Edlen und Vollkommenen, — ein Bild lachenden Glückes, seligen Friedens entzückte seinen Geist, — auch diese Wesen träumten einst von Unsterblichkeit! Aber herein brach von Norden die verheerende Fluth feindlicher Völker — und was Menschengeist erbaut und erklügelt und erforscht hatte — hinab sank Alles in Staub und Vergessenheit. Und Rudi sann weiter — immer neue Bilder tauchten vor ihm auf und wanderten an seinem geistigen Auge vorüber — als seiner Gedanken Lauf mit einem Male unterbrochen wurde. —

Ein lauter, wilder Schmerzensschrei drang an sein Ohr. Er sprang auf und folgte der Richtung, aus der der Schrei gekommen war. —

Bald fand er neben einer alten, zertrümmerten Tempelsäule einen Indianer liegen, mit Blut überströmt, eine klaffende Wunde in der Brust. Er nahm sich des Verletzten an, stillte die Blutung, flößte ihm Wein ein, und bald kam der Bewußtlose zur Besinnung. In schlechtem Spanisch erzählte die arme Rothhaut mit matter Stimme ihr böses Geschick: Wie er mit den letzten Stammesbrüdern die heimathlichen Gefilde im Norden verlassen, um in der Ferne ein neues Heim zu suchen, dahin der Fuß der Weißen noch nicht gedrungen, wie unterwegs nach und nach alle der Feindschaft anderer Stammesbrüder erlegen seien, bis zu guterletzt er ganz allein, der letzte seines Stammes, weiter wanderte, um heute durch die heimtückische Waffe eines Mexiko-Indianers beinahe zu seinen übrigen Brüdern hinübergesandt zu werden.

Rudi pflegte den Verwundeten so gut er konnte, verband seine Wunden und theilte mit ihm seine Nahrung.

Bald genas der alte Indianer, und sie setzten ihre Wanderung nun zusammen fort — beide fortan unzertrennlich.

Nach mannigfachen Gefahren und Abenteuern gelangten sie an den Amazonas — entdeckten hier in dem Winkel zwischen ihm und dem Zapure den flachen, nach dem Wasser zu sanft abfallenden Hügel, dessen Gipfel der alte Baumriese als ein weithin sichtbares Wahrzeichen krönte — und beschlossen, hier vorläufig zu bleiben.

An den Stamm des Baumes gelehnt, errichteten sie ein Blockhaus — gegen die Hitze des Tages und die Kälte der Nacht.

Für Rudi begann nun ein eigenartiges Leben, — ein wahres Still-Leben, — das quietistische Traumleben eines, der sich vor dem zermalmenden Rade der Kultur in die reine, ungestörte Einsamkeit des Urwaldes gerettet hat.

Des Morgens weckte ihn der Sonne erster Strahl, der durch das Moos und Blattwerk ihres dürftigen Blockhauses hindurchzitterte. Dann erhob er sich langsam von seinem Lager, in dem köstlichen Bewußtsein, fern ab zu stehen von dem tobenden Lärme des brutalen Daseinskampfes, nicht durch menschliche Ameisensorgen bekümmert, nicht durch lästige und öde Tagespflichten beunruhigt.

Er ging zu dem wasserklaren Bassin, das der rieselnde Bach unfern des Blockhauses bildete und nahm sein gewohntes Morgenbad, wie er es erquickender niemals sich hatte gönnen können. Dann setzte er sich auf die Schwelle seines Hauses, unter den kühlenden Schatten des Baumes, dessen Blätter leise über ihm rauschten, oder legte sich langausgestreckt in das vom Morgenthau beperlte, frische Gras. —

Und lauschte dem stillen, heimlichen Athemzuge der Natur — dem wirren Gesang der Vögel, der gedämpft an sein Ohr schlug — dem schrillen Zirpen der Insekten, dem leisen Rascheln der Eidechsen.

Früher dachte er noch manchmal daran, ein Buch zu lesen, deren er einige auserlesene — Heine, die Bibel, Faust — bei

sich hatte. Aber jetzt kam ihm diese Idee schon lange nicht mehr. Ja, das wäre ihm geradezu als eine Entweihung des Augenblickes erschienen, dessen ganze lachende, singende, sonnige Wonne einzuschlürfen allein sein Leben ausmachte.

So saß er stundenlang, lauschend am Busen der Mutter Natur, ihrem leisen Athem, nachsinnend ihren stillen Gedanken, und träumte. —

Er brauchte ja nicht zu denken, brauchte nicht sich das Gehirn zu zermartern, um interessante Paradoxen hervorzubringen, brauchte ja nicht geistreich zu sein. —

Denn wozu dieser Luxus der Kultur, diese zehrende Krankheit im reinen Tempel der göttlichen Natur?

Nein, angesichts vor deren stolzem, sieghaftem Lächeln, vor deren ruhigem, sicherem Schaffen verkroch sich sein Geist in die geheimsten Schlupfwinkel und wagte es nie, seine kleinen, im Salon der Kultur ihm angekränkelten Mode-Schmerzen hinauszuhauchen, um in ihrem Echo sie wieder aufzuhorchen, wagte nie, sein Menschenleid und -freud der ewig-schönen, ewig-kalten, ewig frohen, ewig mitleidslosen Allmutter vorzustöhnen!

Sie vernichtete die Usurpator-Herrschaft des Geistes, die immer drohender, alle körperlichen Schranken durchbrechend, schon zum Zwiespalt drängte mit der Welt und der Natur .... Die geknechteten, beargwöhnten Sinne übernahmen wieder das Regiment und die herrschten verschwenderisch als wahre Fürsten und ließen den Leib schwelgen in Ton und Farben, in gesättigter innerer Lust. — —

Ein stummes, gedankenfreies Vegetiren. —

Ein still-saugendes, Sonne schlürfendes Pflanzenleben. —

Wie der grüne Halm im frischen Morgenthau der Sonne entgegenträumte und sich aufrichtete bei ihrem ersten warmen Strahl, so auch er.

Von ihrem Kuß erwacht, richtete er sich empor, — er fühlte, daß er lebte — er spürte, wie die feinen, kristallenen Lebensgeisterchen emsig und still in der Werkstatt seines Leibes schafften — wie die Lebenskraft in ihm schwoll — wie er wuchs mit dem Halme, wie er wuchs mit dem Bogen der

aufsteigenden Sonne! Ohne Kritik genoß er die zauberische Natur. Wohl bemerkten seine Augen die vielfältige Farbenpracht der üppigen Vegetation, wohl rauschte von fernher der Stromfall wie ein Hymnus an sein Ohr, aber mit Kindesunschuld ließ er das Alles auf sich wirken, fragte nicht warum, noch woher. — —

Eine schlanke, buntbesprenkelte Eidechse mit klugen Aeuglein, die in rührender Unbeholfenheit vorsichtig aus einem kaum sichtbaren Spalt im Erdreich hervorschlich, um, leise durch das Laubwerk raschelnd, dem Lieblingshandwerk, der Jagd, zu fröhnen. —

Ein flinkes Käferchen, das, an einem Grashalm hängend, vor lauter Daseinsfreude an dem schwanken Halm die vollendetsten Seiltänzerkunststückchen mit sicherer Grazie vollbrachte. —

Ein farbenprächtiger Vogel, der, aus dem Walde herüberfliegend, oben im Gipfel des Baumriesen sich setzte und sein munteres Lied sang. —

Das waren die großen Momente des Tages — das die Ereignisse — die Ueberraschungen. —

Und Rudi ward nicht satt, sie in sich zu saugen und saß und schaute, bis der Indianer von der Jagd heimkehrte, bis die Sonne wieder dem Horizont zueilte und den Tageslauf beschloß.

Und wenn dann die Nacht sich über die Natur hinabsenkte, fragte er sich nicht: „Was hast Du gethan, den Tag zu verdienen?“, sondern lustig flackerte das Lagerfeuer empor und er lauschte mit Andacht den seltsamen, bilderreichen Märchen des alten Indianers, bis die Müdigkeit kam und ein seliger Schlaf sich über sie breitete.

So lebten sie — einen Tag wie den anderen — lange Zeit. Oft ging Rudi auf die Jagd, denn der alte Indianer wurde hinfällig und ging seiner Auflösung entgegen.

Eines Abends saßen sie wie gewöhnlich an ihrem Herdfeuer. — Der Indianer hatte den Braten schon kunstgerecht am Spieß geschmort — sie aßen. —

Eben wollte der Alte ein saftiges Stück zum Munde führen, als er schlaff den Arm herabfallen ließ und ein Frösteln

ihn schüttelte. Er schloß die Augen und stieß einen leichten Seufzer aus.

„Was ist Dir?“ — fragte Rudi den Kameraden.

„Der Tod! Der Tod!“ hauchte dieser matt, indem er die glanzlosen Augen wieder öffnete und Rudi anstarrte — „ich muß sterben!“

„Sterben? — warum sterben? mein Bruder?“ — erwiderte Rudi — „fühlst Du Schmerzen?“

„Nein, mein bleicher Bruder!“ — sprach der Indianer — „keine Schmerzen! Aber ich fühle es ganz sicher! Der große Geist ruft mich! Bald werde ich in den ewigen Jagdgründen bei meinen Brüdern sein!“

„So stirbst Du froh und leicht?“ —

„Nicht froh, nicht traurig — nicht leicht, nicht schwer; ich sterbe, weil der große Geist mich ruft.“

Der Alte sank nach hinten zurück und streckte sich schlaff ins Gras.

Eine Weile schwiegen sie, während dessen Rudi nach dem matten Herzschlag horchte. —

„Bleicher Bruder!“ — begann wieder der Indianer — „ehe ich dem Ruf des großen Geistes folge, will ich Dir schwere Wahrheit künden! Auch Du wirst bald sterben! Auch Euer Gott wird bald Dich rufen, sowie der große Geist jetzt mich.“

„Doch warum soll ich bald Dir folgen?“ —

„Du gleichst dem Baum Mangrove! Der an fruchtbaren Sumpfes Rand emporwächst. Schnell schießt der schlanke Baumstamm in die Höhe, alle Nachbarn überholend, früh trägt er prächtigen Laubschmuck, duftige Blüten, — doch während oben die Blätter noch glänzen im tiefsten Smaragd, während noch die Blüten mit ihrem starken und berauschenden Duft die Luft erfüllen, beginnt von unten her der Baum zu sterben; und ob er auch feine Röhren aus der Luft hinabsendet, den Verfall zu hemmen und neuen Saft aus dem Erdreich zu schöpfen, noch ehe die Früchte gereift, sind die vielen feinen Saugadern vermodert — und siehe da! — rasch stirbt der Baum — der Baum ist todt! —

Ihm fehlt die große Lebenswurzel, die fest und tief sich senkt ins satte Erdreich! —

Du bist ein großer Zauberer und Medizinmann, bleicher Bruder! Doch warum fliehst Du Deiner Brüder Reihen und haust mit mir in Urwalds Einsamkeit? —

Weil Du krank bist. —

Wie ein von giftigem Pfeil in weiter Ebene getroffenes Reh dem Walde zuflieht, und im einsamsten Dickicht sich verbirgt, den Tod zu erwarten, so bist Du in unsern Wald geflohen — weil Du sterben willst. —

Bald wird der große Geist Dich rufen! —"

Der Klang seiner Stimme ward immer heiserer, immer tonloser. Zuletzt war es nur noch ein mattes, abgebrochenes Flüstern. —

Rudi bedeutete ihm, zu schweigen — hob ihn auf und nahm ihn in seinen Schooß. —

Ruhig entschlummerte der alte Indianer in seinen Armen in sein erträumtes Jenseits hinüber. —

Er legte den Leichnam sanft zur Erde — hockte neben ihn — und schaute dem Todten in das starre Antlitz, worin das Leben seine verwüstenden Zeichen in stummer Sprache gepflügt hatte. —

Das Feuer begann zu verglimmen — nur ab und zu noch eine Flamme jäh emporzüngelnd. —

Leise und gespensterhaft der Baum über ihm rauschend. —

Er selber stille, regungslos — Gedanken, finster wie die Nacht sein Hirn durchzuckend. —

Ach — am liebsten wäre er niedergestürzt und hätte geweint und dem alten Indianer die wunden Füße geküßt! Denn mit einem Schlage führte ihm dieser Todte das ganze tiefe Weh der Menschheit mit erschütterndem Pathos vor die Seele — das alte Lied — er mußte daran denken, wie er einst in Yukatan den versunkenen Völkern nachträumte, — jetzt hatte er die Fortsetzung seines Gedankenlaufes, der damals durch den Indianer so jäh unterbrochen wurde — er sah die arme Rasse der Kupferrothen verfolgt, aus ihren Jagdgebieten verdrängt, mitleidslos vernichtet und im brutalsten Kampfe auf-

gerieben von den eindringenden Weißen — immer dasselbe Lied — das Lied vom Werden und Vergehen — von Kampf und Untergang. —

Aber dieser arme Teufel von Rothhaut träumte noch von den ewigen Jagdgründen, träumte von einem Indianer-Jenseits und starb mit der Gleichgültigkeit eines Naturwesens, das stirbt, weil es eben sterben muß. —

Aber wieviel elender der Kulturmensch, der, kaum zum Bewußtsein seines Ich gelangt, von bitterstem Seelenleid gefoltert, gehetzt von den Furien des Zweifels und der Verachtung, endlich todesmatt am Ziele anlangt — am Rande des großen, jähen Abgrundes — ohne Frieden, ohne Hoffnung — ohne Glauben, ohne Liebe!

Wilde Verzweiflung erfaßte ihn und wirbelte ihn gewaltsam aus der stillen, sensualistischen Heiterkeit, in die er sich hineingeträumt hatte, leuchtete ihm urplötzlich mit grellem Licht in die gähnende Leere hinein, die er künstlich um sich geschaffen. — Am liebsten hätte er gleich seinem Leben ein Ende gemacht. Aber ein unbestimmtes Etwas hielt ihn mit unsichtbarer Gewalt davon ab. Er wußte nicht, was. —

Jetzt warf er neues Reisig in die fast erloschene Flamme — schnell prasselte das Feuer wieder auf — er nahm den Leichnam des Indianers — trug ihn in das Blockhaus — setzte ihn auf den Holzstoß, der als eine Art Bank an die Rückwand lehnte, — umkränzte ihn mit Laub und Zweigwerk — legte ihm die Bibel in den Schooß, drückte ihm den Faust in die Rechte, Heines Buch der Lieder in die Linke, — sammelte dann Reisig, schichtete es zu einem großen Scheiter in und um das Blockhaus, darinnen der Indianer ganz begraben lag. —

Und zündete den Scheiter an — an vier Ecken zugleich. — Und knatternd und prasselnd schlugen die Flammen empor und züngelten oben über dem Blockhaus zusammen und leckten und fraßen nach rechts und nach links, bis Alles in ein einziges Flammenmeer verwandelt war und eine einzige Feuer- und Rauchsäule in die Höhe wirbelte.

Und Rudi — die Arme über die Brust verschränkt — stand sinnend dabei, sah zu, wie die Flammen den Leichnam erfaßten, wie sie ihn langsam in Asche verwandelten und endlich ein ärmlicher Ueberrest von Kohle zur Erde fiel. —

Und als am Horizont die Sonne aufstieg — nahm er seine Waffen und Waidwerk und wanderte und wanderte, bis er wieder die Stätten der Menschen erreichte. —

Ein mühseliges, schweres Wandern.

Aber eine mächtige Sehnsucht nach der Heimath, nach Weib und Kind, zog ihn mit immer stärkerer Gewalt vorwärts — und ließ ihn alle Gefahren überstehen.

Wenige Wochen nach der Todesnacht im brasilianischen Urwalde befand er sich schon auf dem Dampfer, der ihn nach Europa bringen sollte. —

Fin de siècle

Sie sind ein Delirant, Herr Doktor!" sagte der berühmte Pathologe in stereotyper Wendung zu dem darob durchaus nicht erstaunten jungen Doktor der Philosophie, der eben in blendenden Umrissen die Zukunft der Menschheit geschildert hatte.

Das war im Café Royal in der Rue de . . . in Paris, in der Sylvesternacht, als eben das alte Jahrhundert in den gähnenden Abgrund des Nichts gefahren und das neue Jahrhundert unter dem wahnsinnigen Geheul und Hurrahrufen der vieltausendköpfigen Menge, unter dem Halloh und Hopsassa der niederen Menschheit, unter der wuchtigen, wohleinstudirten Emphase der Festredner, unter dem resignirten, würdevollen Schweigen der Philosophen unter den Menschen, mit Glockengeläute und Kanonendonner dem biederen Adam, der immer noch in demselben ungewaschenen Pelze seit dem Sündenfalle hier auf Erden paradirte, sein Nahen verkündete. —

Auf dem Tische dampfte vor der kleinen, auserlesenen Gesellschaft, die sich hier in einem trauten Nebenzimmer des Cafés zusammengefunden hatte, eine mächtige Bowle und alle sprachen ihr herzhaft zu.

Nur der große Pathologe trank nach alter Gewohnheit seinen Säuerling — selbst an der Scheide zweier Jahrhunderte gerieth er nicht aus der souveränen Geistesverfassung, die ihn

alle menschlichen Dinge mit dem Gleichmuth eines alten Eleaten betrachten ließ. —

Mit einer feierlichen Ruhe und Hingebung schlürfte er an seinem Säuerling. —

„Sie sind ein Delirant, Herr Doktor!“ — sagte der große Pathologe abermals, den klugen, feinen Kopf leicht zur Seite geneigt und seinen Partner von unten her durch die Brille anblickend. —

Das war ein junger Hüne, schlank und breitschultrig, dessen blaue Augen und blonder Vollbart ohne Weiteres den Germanen erkennen ließen, während seine ganze Art, sich zu bewegen, seine kühne und vollendete Ausdrucksweise, der warme und begeisterte Ton seiner Worte, sowie — last not least — die goldene Brille, die seine hellen Augen deckte, die Diagnose eines deutschen Gelehrten nicht schwer machten.

Das war der Doktor Haeckel, Privatdozent für Philosophie an der Universität X ...., der soeben eine Skizze vom Zukunftsmenschen entworfen und die kühne These aufgestellt und vertheidigt hatte, daß das Gehirn des Menschen immer vollkommener, zu immer grandioserer Komplizirtheit sich entwickeln, daß das wirbelnde Spiel seiner Millionen und Abermillionen von in immer rasenderem Tempo tanzenden Atomen den Menschengeist zu immer ungeahnterer, immer hellsichtigerer Intelligenz befähigen werde, bis er endlich, in reiner, vollendeter Erkenntnis von der Erde emporschwebend, das All durchdringend mit jenen überirdischen Kollegen sich vereinte, die Byrons Lucifer dem erstaunten Auge Cains zeigt.

Der junge Doktor fand nicht gleich ein Wort dem großen Pathologen zur Erwiderung. Statt dessen fiel jetzt Rudi ein.

„Ja! Sie sind ein Schwärmer!“ — begann er — „ein glücklicher Schwärmer! Sich an solchen Zukunftsbildern zu berauschen! Als ob der Mensch nicht schon genug Hirn hätte! Vielzuviel Hirn, um sich in seinem beschränkten Zirkelkreis nach altem Takt zu drehen — vielzuviel Hirn, um am Ende seines Daseins mit einem Bonmot zu scheiden — soviel Hirn, daß man die Künste der modernen Chirurgie zu Hülfe holen und allen Leuten so eine Art Kultur-Operation machen

sollte, eine Operation, wodurch man ihnen das gesammte Hirn sammt allem faulen Zauber der Ideen und Vorstellungen auf einmal und gründlich herauspräparirte und die, wenn Jahrhunderte lang geübt und streng durchgeführt, als eine Art kulturelle Gehirnbeschneidung vielleicht die Menschheit heilen könnte von ihrem ganzen Elend und Katzenjammer und sie zurückführen würde in den naiven Stumpfsinn niederer Organismen!"

„Bravo!" — rief der große Pathologe vergnügt und rieb sich die Hände! — „Das war doch mal wieder ein Wort, ein derbes, aber ehrliches Wort! Sie sind ein Phantast, Herr Doktor — aber Sie" — indem er seine Blicke auf Rudi richtete — „ein moderner Pathologe, mein sehr Verehrungswürdiger!"

Der Doktor Haeckel schlang mißmuthig ein Glas Bowle hinunter.

„Wie?" — brauste er dann auf, indem er sich an Rudi wandte — „ich glaube gar, Sie schwärmen für die Reaktion? Sagen Sie uns klar und deutlich, wie wir Ihre Worte zu verstehen haben. Sie sind solch ein eigenartiger Mensch, Ihre Aeußerungen alle so merkwürdig und voll einer pessimistischen Philosophie, daß es uns sicher Alle interessirt . . . . ."

„Ja! Rudi soll reden! Rudi hats Wort!" — riefen alle Anwesenden einstimmig und voll Begeisterung.

Nur der große Pathologe blieb still und schlürfte ruhig seinen Säuerling. —

Außer ihm, dem Doktor Haeckel, und Rudi waren noch zwei junge deutsche Schriftsteller — der eine mit einem glatten, herben Schauspielergesicht, mit entsetzlich hoher Stirn und Zügen, daß man jeden Moment die grinsende Fratze eines Mephisto glaubte darin spielen zu sehen; der andere ein echtes Poetengesicht, Locken, Spitzbart — und ein französischer Professor, ein älterer Herr, Mitglied der Akademie, anwesend. —

Rudi überlegte. —

Noch vor wenigen Wochen im brasilianischen Urwald — jetzt hier in Paris, in den Strudel des verfeinerten Kulturlebens gerissen — und seltsam, wie man ihn aufnahm —

wie einige alte Freunde, die er antraf, ihn empfingen als einen vom Grabe Auferstandenen und ihn in die Salons führten und da nicht ohne Stolz den selten-eigenartigen Mann zeigten, der es fertig brachte, Jahre lang im Urwald mit einem alten Indianer zu hausen. Er galt allgemein als ein Kuriosum. Wenige ahnten oder verstanden den Grundzug seines innersten Wesens. Sein ungemein kühles, weltfernes Wesen — die geistreiche und zugleich barocke Ironie, womit er Alle abfertigte, — das Kurze, Aphoristische, Schlagfertige seiner herben Kritik und die bösartige Treffsicherheit der Bilder, deren er sich im Gespräche bediente, ließen ihn bald zu einem interessanten und gefürchteten Helden der Salons werden. —

Heute hatte er zufällig seinen alten Lehrer, den berühmten Pathologen, getroffen – einer der Wenigen, die ihm wahrhaft imponirten. Er folgte dessen Einladung, mit ihm zusammen in einer Gesellschaft besserer Geister die Jahrhundertswende zu feiern.

Er überlegte jetzt, ob er sich mit dem Docktor Haeckel, einem begeisterten Darwinianer, in einen Disput einlassen solle.

„Ja, ja, eine große, kräftige, gesunde Reaktion — warf er endlich in trockenem Tone hin — die fehlte unserm Jahrhundert!“

„Wie? Eine Reaktion! — sprach entsetzt Doktor Haeckel. — Eine kräftige, gesunde Reaktion fehlte unserm Jahrhundert? Wie? Sie wagen es, den furchtbaren Drachen heraufzubeschwören, dessen Gift auf Jahrhunderte die Athemluft der Völker verpestet hat, an dessen stahlhartem Panzer auch die schärfsten Lanzen und die spitzigsten Pfeile der Freiheitshelden zu Schanden geworden sind? Und das sagen Sie — der aufgeklärte Radikale — der Mann der Wissenschaft? Sie, der eifrige Jünger derjenigen Disziplin, die am allergründlichsten mit allen Illusionen im Menschen aufzuräumen pflegt — Sie, der Arzt und Psychologe? —

Eine Reaktion? Nein, mein geistreicher Doktor, gestatten Sie, daß ich Sie in diesem Augenblicke für ein großes Räthsel betrachte — oder aber für einen sehr geschickten Schauspieler, der wieder einmal in einer anderen Rolle spielt!“

„Sehr gut gesprochen!“ — begann Rudi mit leichter Ironie, unter gespannter Aufmerksamkeit der Anderen. — „Aber lassen Sie mich reden, und Sie werden mich verstehen! Werden begreifen, was ich Ihnen jetzt auseinander zu setzen gedenke und was nicht mehr und nicht weniger enthält als meine ganze gegenwärtige Weltanschauung. Glauben Sie! Das ist die Last eines Sisyphos, die ich da mit mir herumtrage — eine große, gefährliche Last, an die man geschmiedet ist wie mit eisernen Fesseln und von der einen nichts zu lösen vermag, nichts — nur der Tod allein — oder Wahnsinn. — Wir Männer des neunzehnten Jahrhunderts, die wir nachgedacht haben und geblendet durch die riesenhaften Fortschritte der Naturwissenschaften in tölpelhafter, in wahnsinnstrunkener Begeisterung über die tausend und abertausend Räthsel in der Erscheinungen Flucht hergefallen —, wir sind, im Grunde genommen, hundeelend. Trotz unserer gepriesenen Erkenntnis. Oder vielmehr ebendeshalb! — Unruhige, heimathlose Geister! — Bald in selbstlosestem Fanatismus niederknieend am Altare der reinen, der einzigen, erhabenen Göttin — der Wahrheit, ihr unser Alles, unseres ganzen Wesens Kern, unseres ganzen Lebens Inhalt zu widmen — in marternder, glühender Verzweiflung sich vor ihrem ewig-ruhigen, leidenschaftslosen Götterantlitz von Marmor zu zerquälen, zu zerdenken — sich in heißer Flammengier ihr um den kalten, ach so eisig-kalten Leib zu schlingen, um ihn — das große, geheimnisvoll schlummernde Welträthsel — zum Leben zu wecken, und voll bang klopfender Erwartung an ihren festgeschlossenen Lippen hangend, zu lauschen — athemlos zu lauschen, daß sie sich öffnen möchten zu einem neuen Evangelium, zu einer neuen Offenbarung! — — Und dann wieder fliehend aus ihrem Tempel, verachtend, ja verspottend die Göttin, deren Marmorbild uns als ein Götzenbild erscheint, unsere Sinne zu narren — als ein Phantom nur, unsere Phantasie zu beschäftigen und unsere Vernunft zu knebeln — hinausstürmend in des Daseins Fluten, in tollen, andachtslosen, unheiligen Zügen zu schlürfen den Lebenstrank, dieses nachhaltigste Narkotikum — und endlich voll grenzenloser, unsäglicher Verachtung sich abzuwenden von

dem ganzen Schauspiel menschlichen Daseins — voll Ekel den ganzen riesigen Apparat zu beschauen, den der Mensch sich errichtet hat als Piedestal zu seiner winzigen Gestalt — den ganzen grotesken Scherz von Poesie und Kunst und Philosophie und anderem, herzerquickendem, daseinserfrischendem Mummenschanz mit dem eisigen, hoffnungslosen Lächeln des Cynikers zu bedenken —, nein, nicht einmal mehr zu lächeln über alles Menschliche, Allzumenschliche —, nicht mehr zu kramen in dem langweiligen und schlecht geschriebenen Skizzenbuche, prahlend genannt „Kultur- und Weltgeschichte", worin der Mensch erscheint wie ein pathetischer Schauspieler auf hohem Cothurn, dessen Cothurn allmählich immer mehr und mehr anwächst, bis zu ungeahnter Größe, während das kleine Menschlein, das darauf ruht, nach wie vor in seiner zwergenhaften Nichtigkeit mit dem alten Pathos weiter deklamirt und philosophirt — nein! nicht in diesem langweiligen Buche nach tiefen Weisheitsformeln kramen — gleichgültig stehst Du endlich gegenüber Menschen und Menschenwerk — der horror vacui überkommt dich — eiskalt umkrampft Dir der alles Leben bändigende Teufel der Resignation Dein schlagend Herz — Du wagst nicht mehr zu denken — wagst nicht mehr, Dich selbst zu denken — in ohnmächtiger Lethargie liegst Du da — wünschest bewußtlos in Deine Atome zu zerfallen — leise, schaurig hörst Du die Flügel des Todes rythmisch rauschen — Du hast ein Gefühl, als ob Dein Organismus von unten her abstürbe — — Dein Herz ist ein Kirchhof, wo die Fledermäuse des Zweifels und der Verneinung gespenstisch um die Gräber Deiner Ideale flattern und der Tod aus allen Winkeln geheimnisvolle und doch so verständnisinnige Worte raunt — es schlägt ganz langsam nur noch, Dein armes, mattes Herz — nur wenige, krampfhafte Schläge — und stille steht das arme, matte Herz — und das ist die Stunde — — — —".

„Verehrter Freund! — unterbrach ihn der eine Schriftsteller, der mit dem Nirwanagesicht — „Sie sind krank, gefährlich krank! Ich fühle ein tiefes Mitleid zu Ihnen in mein Herz schleichen. Wie unglücklich müssen Sie sein!"

Der berühmte Pathologe aber schlürfte wieder bedächtig

an seinem Säuerling und brummte etwas wie „Jung-Deutschland“ und „pathologisch“ in seinen Bart.

„Pardon, monsieur!“ — fuhr Rudi plötzlich lebhaft und in gänzlich verändertem Tone fort — ich wollte Ihnen nur eine gewisse Situation ausmalen! Glauben Sie beileibe nicht etwa, daß ich mit meinen Gefühlen Parade machen will, noch der vielgeplagten Weltschmerzharfe, auf der seit Byrons Zeiten soviel Stümper ihre Schauerarien und anderen Gebreste mit mehr oder weniger Applaus der süßen Vielzuvielen gewimmert haben, nur allzubekannte Klänge entlocke, um die Thränen in den göttlichen Augen der Signorina perlen zu sehen! A bah! Die Sache ist — — —.“

„Lieber Freund! — fiel ihm da plötzlich Doktor Haeckel ins Wort — „nur nicht diesen saloppen, gräßlichen Spott über sich selber! So gefallen Sie mir durchaus nicht! Sie zerstören ihre eigene Seele und verhöhnen sie noch obendrein. Sie begehen an sich selbst ein crimen laesae majestatis, indem Sie Ihren Geist schinden — doch die einzige Majestät, die Sie und wir anderen anerkennen. Sie sind ein schrecklich moderner Mensch! Wie soll man nur Ihr wahres Antlitz erkennen in dem Wust widerstreitender Ansichten und Gefühle? — Aber Sie sind von Ihrem Thema abgekommen. Sie wollten ja von der Reaktion sprechen — von der großen, imposanten, heiligen Reaktion — der Reaktion der Zukunft!“

„Ach, mein Lieber — die Reaktion der Zukunft? Ein Traum nur — ein Wonnetraum in schwüler Nacht — eine Fata morgana über heißer, öder Sandwüste — ein Stück befreiender Zukunftsmusik! — — Keine soziale, sentimentale, bittersüße Leierkastenmelodie in E-moll — keine ungeberdig-rohe, regellose urwaldurwüchsige Anarchistenarie mit Steinwurf- und Keulenschlagbegleitung — keine alberne, dünne, abgebrühte, hochelegante, hochoffiziöse, sehr tadellos konstitutionelle Dudelsackhymne auf dem Schaukelbrett, mit Armeepfeife — nein! Eine neue, wundersame Melodie, die wie die Klänge aus dem Horne des Hyon nach dem Wahnsinnstanze unsere Leidenschaften zügeln, unsere Zweifel beruhigen und unsere von Falten zerwühlten

Stirnen wieder glätten wird. — Eine große Hypnose wird es sein — eine Allgemeinhypnose des ganzen Volkes! —

Freilich – die Zeiten sind noch fern! —

Heute, wo Alles vor Aufklärung förmlich stinkt und das dümmste Individuum der Gattung Mensch darauf stolz ist, seit Darwin zu wissen, daß unser Stammbaum weit, weit zurückreicht in die vorsindflutlichen Urwälder der Farne und Schachtelhalme und der Affe als nicht zu verleugnender Blutsverwandter uns ständig mahnt an die Zeit, wo wir noch mit zottiger Brust als wahre Sanskulotten diesseits von Gut und Böse ein wenig beschauliches Dasein führten — heute, wo man die Esel aus dem warmen Stalle des Positivismus von der vollen Krippe des Glaubens mit dem derben Knüppel der Aufklärung hinwegtreibt in die gefährliche, schwindelnde Höhe des Zweifels voll verborgener Tücken und jäher Abgründe; in jene sonnige, lichte Höhe, wo gleichsam jeder Schritt vorwärts das Leben, die Seele eines großen Mannes bedeutet, daran nun die Esel mit plumpem Behagen, die Augen am Boden haftend, herumschnüffeln, ohne die groteske Aussicht zu genießen, die Aussicht in das Jenseits, in die andere Welt — die freie, große, schrankenlose Aussicht – heute, wo man Alles anwendet, die ebenbesagten Esel en masse zu illustriren und theilnehmen zu lassen an den großen Errungenschaften menschlichen Denkens, menschlicher Dichtung — wo der Pöbel die Brille des Gelehrten aufsetzt, und sich zum Richter über unsere großen Kerle aufspielt, um sie mit dem stumpfen Schlachtemesser seiner Kritik täppisch für seinen Magen zu seciren — heute! — ach!, was soll ich Alles noch sagen von dieser unserer albernen Zeit, wo das flachste aller philosophischen Theoreme, die von Albion klug eingeschmuggelte schlechte Handelswaare Darwinismus, die Köpfe beherrscht, wo noch dergleichen Anachronismen wie „Humanität" und „Menschheitsglück" einige zweifelhafte Köpfe verwirren, einige intelligente Leute immer noch fortfahren, an die Möglichkeit der Aufrichtung einer Volkssouverainetät zu glauben, ja sogar einige Phantasten die Gesellschaft von Hunden, Affen, Ochsen und Schafen nach der Schablone einer sozialen Idee umformen zu können im Ernste vermeinen, ohne dabei

die Löwen, Elephanten, Wölfe, Schlangen und die anderen harmlos-bösartigen Geschöpfe mit ins Exempel hineinzurechnen — in diesem merkwürdigen und höchst originellen Zeitalter, das wie kein anderes den Stempel des Unfertigen, des Uebergangs, der allgemeinen und gänzlichen Umprägung der Gedanken, kurz, des Chaotischen, an sich trägt — in diesem Jahrhundert ist die Zeit noch nicht gekommen für das große Zukunftsreich, in dem Alles eine mächtige Narkose sein wird.

„Da haben Sie freilich Recht!“ — sagte der Franzose, um auch einige Worte in das Gespräch zu werfen — „es ist eine merkwürdige Zeit, in der wir leben. Und Niemand ist im Stande, zu sagen, welche Prognose für die Zukunft zu stellen ist!“

„Ein kurioses Jahrhundert!“ — fuhr Rudi fort — „voll Bizarrerien, dessen buntscheckig Gewand in tausend Farben schillert, ohne daß man einen Grundton zu erkennen vermöchte — ein Jahrhundert, in dem man nicht leben kann, ohne des Oefteren über die Seltsamkeit und Naivität der Erscheinungen zu lächeln. Hier christlich-romantisch, entsagungsvoll, voll schlichter Tugendhoheit — dort skeptisch-niederträchtig, brutal im Fühlen und Handeln, die auf die Spitze getriebene logische Konsequenz des Gedankens vom Kampf ums Dasein —, hier sterbefaul, in wollüstiger Resignation dem Untergang der alten Götter zuschauend, nur davon träumend, darwinstill oder vielleicht gleichgültig witzelnd, oder mit einem schaurig-bitteren Sarkasmus über sich selbst zu Grabe zu gehen — dort rohsinnlich, brünstig lechzend nach Fleisches Lust und Fleisches Befriedigung, oder in göttlich-heiterer Trunkenheit dieser Erde Genüsse schlürfend ohne Skepsis, ohne Nachdenken. — Ein verworrenes Gemisch aller Geistesströmungen, die je die Köpfe der Menschen entflammt und beseelt, verwirrt und beunruhigt haben. — Ein riesiger Hohlspiegel, in dessen Brennpunkte sich alle Farbentönungen, alle zartesten Nüanzirungen, die sehnsüchtig-blassesten und die phantastisch-wildesten, die mystisch-verschleierten und die skeptisch-irrlichterirenden zu einem großen, brennenden, blendenden Flammenglobus vereinen. Das glänzt und flackert unruhig in tausend verschiedenartigen Lichtern, die

alle mehr verzehren, als erleuchten — und von denen doch keines ein Weltenlicht zu sein beanspruchen darf. —

Wir leben in der Zeit der ausgeprägtesten Gegensätze!

Neben einer alle Welten im Sturmesfluge durcheilenden, himmelhoch-jauchzenden Daseinslust, neben einem durch nichts zu erschütternden, grandiosen Glauben an die Zukunft, an die ideale Zukunftshöhe des Menschenvolkes — geht eng verschwistert die bitterste, durch naturwissenschaftliche Thatsachen gewitzigte, schlagfertige Skepsis, um alles mitleidslos mit ihren scharfen Pfeilen zu verfolgen und jene luftigen Bewohner aus Wolkenkukuksheim, die da schon vermeinten, über die Atmosphäre dieses irdischen Ameisenhaufens hinaus in andere Welten segeln zu können, mit ihren tödtlich giftigen Pfeilen zu treffen und zurücksinken zu lassen in den Bereich dieser Welt! —

Eine Phantasie übertrumpft kecker uud waghalsiger die andere an Vermessenheit und Ausschweifung — doch schon zerstört die Skepsis mit einem einzigen, eisigen Lächeln den ganzen närrischen Wahn! Aber immer weiter hastet die Welt und immer weiter kämpfen Ironie und Weltenglaube — Skepsis und Positivismus — Individualismus mit sozialem Wahn — ein ewiges, unabänderliches Einerlei! — —

Das sind alte Ideen! —

Aber selten waren sie so unvermittelt einander entgegengesetzt, selten bis zu solch nackter, gegenständlicher Plastik herausgebildet, wie heute!

Nirgends eine alles überragende Höhe — nirgends ein ruhender Punkt in dem Gewoge des Gedankenlebens —

Und woher dies unsicher Schillernde — dies wild durch einander Flutende? — —

Kennen Sie das geflügelte Wort aus dem Alterthume, das in uns immer ganze schmerzliche Gedankenreihen auf einmal hervorsprießen läßt?: Der große Pan ist tot? — Als die antike hellenische Welt in ihrer ganzen lustigen, schwelgerischen Pracht zusammensank und der große griechische Dithyrambos verklang in einigen grandiosen Sterbeseufzern — da zitterte es durch die Wälder von Hellas — sehnsüchtig, lebensmatt: „Der große Pan ist todt!“ —

Auch jetzt beginnt ein ähnliches Schmerzensrauschen, immer lauter und mächtiger anschwellend, sich durch die Lande zu verbreiten: „Der große, freie Wille ist todt!" —

Ja — das große, freie Ich — der große, freie Wille ist todt!

Dies mächtige Gespenst, das so lange im Gedankenleben der Menschen gespukt und ihrem Dasein eine Stütze, gewissermaßen einen logischen, philosophischen Untergrund gegeben — es ist für uns abgethan. —

Das letzte Bollwerk menschlichen Selbstbetruges ist zusammengestürzt! —

Seine Hoheit, Ruhe und selbstinnere Sicherheit im Dasein unterwühlt! —

Als eine größte Abgeschmacktheit erscheint uns jetzt dieses früher so göttliche, ewig-untheilbare, unwandelbare Ich — diese daseinsstützende Lüge, die Du, o erhabene Philosophie, die bizarre, in Schnörkeln geschriebene Geschichte menschlichen Irrthums, in Deiner vorschnellen, hastigen Urtheilsbereitschaft zum Heile der Menschheit vollbracht hast! —

Nur eine Phantasie ist es noch — ein grammatischer Schwindel und Nothbehelf, ein Aberglaube! —

Und wenn immer noch auf dem Katheder der Philosoph vor versammeltem Volke feierlich die Herrlichkeit und Unantastbarkeit des Dogmas vom großen, freien Ich in tönenden Worten verkündet, deren Gewicht noch durch ihre schwerfällige Dunkelheit verstärkt wird, und wenn immer noch der Richter auf seinem Stuhle mit dem durch ethische Motive erhöhten Brusttone der Ueberzeugung die Selbstbestimmung aus freiem Willen als ein Selbstverständliches, niemals Umzustoßendes hinnimmt — so saß der geniale Arzt einsam beobachtend am Krankenbett, machte seine interessanten Studien und sah, wie das so prahlerisch verkündete „Ich" sich immer mehr verflüchtigte, immer mehr zusammenschrumpfte, suchte der Psychiater in seiner stillen Klause vergeblich die Grenzen zwischen „Willen" und „Reflex" im Menschen zu bestimmen!

So starb das große, freie Ich!

Und wir wissen, daß es todt ist! —

Und eine große Leere überkommt uns. — —

Man hat uns unseren letzten Götzen — unsere letzte Lüge genommen — man hat uns die Einheit unseres „Ichs" zerstört, unsere innerste Seele zerstört, — das klafft nun — ein tiefer Riß — wie ihn ausfüllen?

Was? – so schreit es in uns — wir haben kein großes, freies „Ich" mehr? Sind nur somatische Maschinen von des „Unbewußten" Gnade? Was ist der Wert unseres Daseins? Was sind wir anders mehr als Sonnenstäubchen, deren frohes Spiel ihnen selbst bis dahin als die Tendenz der Welt erschien und die nun, aufgeschreckt aus munterer Unbekümmernis, der dunklen Nacht entgegenzittern, die sie verschluckt?

So fragt es wild in uns. –

Und läßt uns nimmer Ruhe! —

Und das ist der tote Punkt in unserem Dasein, über den wir nicht hinwegkommen! Uns Modernen ist die Philosophie in die Eingeweide gefahren und rasselt da und rumort und verdirbt uns den gesunden, lachenden Instinkt zum Dasein!

Und ist in unsere Literatur gefahren — in unsere große, abenteuerliche, schmerzenswilde Poesie, wo sie Dir die Menschen, statt sie in schöner Harmonie Dir zu zeigen, zerzupfen in lauter psychologische Präparate, wo sie, statt Dich zu beseligen und zu beruhigen, erst alle Zweifel in Dir erwecken, alles Gift moderner Anschauungen in Deine Wunden kunstvoll tröpfeln! Zwar giebt es noch einige ideale, konservative Schöngeister, die das zarte, unschuldige Lämmlein ihrer Poesie immer noch auf den Triften der alten, verschollenen Romantik weiden — eine kleine, stille zurückgebliebene Gemeinde, fern ab von der Tête, die stürmisch vorwärts dringt. Aber was wollen die ausrichten gegen die großmächtigen, starken Geister, die durch die Schule der Skepsis gegangen und eine prächtige Meisterschaft des Stiles besitzen, eine solche wahrhaft großartige Technik des Wortes, daß dagegen Goethes Stil als der eines Schulbuben erscheint! —

Und was hat uns unsere ganze moderne Literatur gebracht?

Nichts als neue Aengste — neue Qualen — neue Thränen! —

Sie spielt mit allen menschlichen Problemen — und kann doch mit keinem fertig werden, kann keines in künstlerischer Reinheit je verklären; sie ist geistreich bis zum Absurden — gesucht gedankenlos bis zum Geschmacklosen; sie ist ohne Stil — denn sie beherrscht alle seine Formen meisterhaft, sie ist ohne Begeisterung — denn sie zerfasert die Begeisterung und thut die Ingredienzien zusammen; sie thront bald in hellen Wolken — bald wühlt sie mit Wollust im handgreiflichsten Straßenschlamm; sie mischt alle Farben miteinander — und erzielt doch keine neue Wirkung; sie wirft Himmel und Hölle durcheinander — aber man sieht den Mechanismus und ist enttäuscht! Sie ist eine Pandora!

Sie bringt uns nur Verzweiflung. —

Sie weiß selber nicht, was sie will!

Hol' der Teufel die moderne Literatur!"

Bei den letzten Worten Rudis war eigentlich nur der große Pathologe ruhig geblieben. Auf den Gesichtern der Anderen malte sich deutlich die wachsende Entrüstung, und die machte sich nun Luft, als Rudi geendet.

„Wissen Sie, mein Verehrtester!" — sagte der Schriftsteller mit dem Schauspielergesicht — „Mit Ihren Ideen locken Sie keinen Hund hinterm Ofen hervor! Wir Modernen sind eben wir Modernen und fordern ein eigenes Organ zu unserm Verständnis! Ich brauche Ihre Gedanken nicht! Damit kann ich keinen Roman schreiben! Mir genügt das Kapitel der Liebe, das noch lange nicht erschöpft ist! —"

„Sagen Sie mir nur —" fiel hier gleich der andere ein — „gesetzt, die von Ihnen gefeierte, große Zukunftsreaktion setzte wirklich ein, meinen Sie, daß damit auch eine neue, große Zukunftspoesie geschaffen wäre, die die Menschen wahrhaft befriedigte? Und was denken Sie sich, wenn ich so sagen darf, als die Höhe der Kunstsaison in Ihrem großen Zukunftsreiche der Reaktion?"

„Das wäre die Aufführung einer Oper" — erwiderte Rudi nicht ohne beabsichtigte Ironie — „gearbeitet nach der Sakuntala Kalidibasas, mit Hirtenflöten — und Dudelsackbegleitung! Alles in uraltem, indischem Kolorit! Mit der ganzen märchenhaft-

stillen, paradiesisch-heitern Szenerie — mit all seinem glücklichen, wohligen Waldeszauber, — mit seinen kindesseligen, naiven Brahmanen und Königen. Wie würde ich mich an der Szene erlaben, wo der König zu den drei Blumen gießenden Einsiedlermädchen hinzutritt und Sakuntalas Liebe findet! Oder wie er an den Ufern des Malini, in den rankenumwachsenen Gehegen, wo der reine Lufthauch weht und der Wind Staubregen aus dem Gewoge des Malini und Düfte von den Blüten des Lotos mit sich führt in einer Lianenlaube, die mit Schilfrohr umrankt, mit Sakuntala zusammentrifft und ihr seine Liebe gesteht! O, welch' ein ruhiger, heiliger Zauber liegt über dieser Poesie! Das ist Balsam! Das ist Zukunftspoesie!"

Die beiden Schriftsteller schwiegen.

Doktor Haeckel aber hatte auch etwas an Rudis Worten auszusetzen und beeilte sich, die entstandene Pause zu enützen.

„Was Sie da über die moderne Literatur gesagt haben" — begann er — „das mögen diejenigen mit Ihnen ausmachen, die es trifft! Mir scheint aber nach allem, was Sie über Philosophie bemerkt haben, als wären Sie ein Spiritist oder dergleichen; jendenfalls aber kein Materialist! Nun bitte ich Sie um alles in der Welt, mein Verehrtester — wie kann man in unserer Zeit nur kein Materialist sein? Der Materialismus erklärt uns doch alles so glatt und schön! Kann es denn überhaupt eine bessere und einfachere Philosophie geben? Da nehmen Sie znm Beispiel das Genie! Nach ihren Begriffen ist das für Sie einfach ein Räthsel, eine große, außerhalb des Gewöhnlichen stehende Erscheinung, vor der Sie pflichtschuldigst Augen und Mund aufsperren! Sehen Sie, bei uns erklärt sich die Sache sehr einfach! Wissen Sie, wie ein Genie zu Stande kommt? Da irren so ein Paar Phosphoratome umher, irgendwo im Weltenäther, die früher einmal im Gehirne Byrons geleuchtet hatten; sie gelangen in die Erdatmosphäre und treffen auf ihren Schwingungen einige gleichfalls vagabundirende, ungebundene Schwefelatome, die eben aus einem verfaulenden Schafshirne frei geworden sind. Beide Atemkomplexe vereinen sich und schließen sich nach manchen

neuen Zersetzungen und Verbindungen zur Erde herniedergelangend, an einen Ring von Protoplasmaatomen, die Gott weiß aus welcher Pflanze, welchem Organismus stammen. So entsteht ein festes Gefüge denkender Genie-Moleküle. Nach vielen abenteuerlichen Fahrten gelangt dies in das Gehirn eines Menschen, vielleicht auf dem Wege der Nahrungsaufnahme, und siehe da! — der Mensch wird, Dank der eigenthümlichen Schicksale seiner Phosphoratome, ein Genie! Voilà tout!"

Da war es dem großen Pathologen aber doch genug.

„Könnte ich nur Eure Gehirne in Spiritus haben!" — sagte er seufzend — „ich würde Euch gerne verzeihen, was ihr Unsinniges gesagt habt!"

Und schlürfte seinen Säuerling aus und erhob sich!

„Komm, Kollege!" — wandte er sich an Rudi — „laß' uns nach Hause gehen! Diese Leute sind uns zu normal!"

Und Arm in Arm gingen sie hinaus — dem ersten Morgen im aufdämmernden neuen Jahrhundert entgegen. —

Exitus letalis.

Das war in der berühmten Gemäldeausstellung in der Rue d'. . . . in Paris.

Noch früher Vormittag. Die Ausstellung eben eröffnet. —

Wenige Besucher erst in den lichtüberfluteten Gängen. —

Darunter einer, der, kaum eingetreten, die Reihen der Gemälde entlang schritt, hastig, ohne sie weiter zu betrachten, als ob er nur ein ganz bestimmtes suche.

Er durcheilte mehrere Säle, indem sein müdes Auge rasch über die zahlreichen aufgehängten Gemälde hinwegglitt.

Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Er befand sich einer kleinen Nische gegenüber, die nur von einem gedämpften Lichte durchzittert wurde und darin ein Gemälde hing, das unten in der Ecke jener kühne Namenszug zierte, der ihm nur zu wohlbekannt war.

Es war ein Porträt, ein Männerkopf — sein Porträt.

Es war Rudi's Bild. —

Wie von einer magischen Gewalt gefesselt, starrte er auf das Bild und konnte und konnte nicht satt werden, es zu beschauen. Der Athem stockte ihm, tiefe Röte schlich über sein Antlitz und eine eigenartige Wehmut umkrampfte sein Herz.

Das war er, da er noch jung war — da er hinauszog, die Welt zu erobern — seine Welt — die lag in Schutt und Trümmern. — Wie ein verbannter, vergessener Dichter kam er sich vor, der von heißer Heimatssehnsucht zurückgezogen ins Vaterland, plötzlich aus der Ferne den Gesang eines Liedes an sein Ohr klingen hört, und horch! — Das ist sein Lied, das Frühlingslied seiner Jugend, das er dichtete, da er noch jung war und der Muse erster heißer Kuß ihm noch auf unentweihten Lippen glühte! —

Und jetzt? —

Zwar ist der Vulkan noch nicht ganz erloschen. —

Hie und da eine jähe Zuckung, ein Aufflackern, ein Leuchten. —

Aber die Eruptionen werden schwächer, seltener. —

Endlich hören sie ganz auf — tiefe, unheimliche Stille, wo früher übermächtige Kräfte in genialisch-tollem Spiel sich tummelten. —

Nur Rauch und Asche und häßliche Schlacken, wo einst das wilde Brilliantfeuer eines reichbegabten Geistes loderte. —

Aber die Stille, diese unheimliche Stille — ist sie der Friede des Herzens?

Friede?! — Nein. Tod! geistiger Tod! Das ist es! —

Müde und traurig wandte sich sein Auge ab von dem Bilde. — — Er dachte an Anita — an die lange, lange Zeit, die nun schon seit dem verhängnisvollen Duell vergangen war, da er sie nicht gesehen hatte. —

Sie mußte sich zu wundersamer Klarheit des Geistes durchgerungen haben; denn aus jedem Zuge ihres Gemäldes sprach die hoheitsvolle Ruhe, die reine Harmonie, das naive Selbstbewußtsein im künstlerischen Schaffen.

Ja — sie hatte sich wacker und ehrlich emporgekämpft zur Höhe des wahren Künstlers — sie hatte sich ganz vom Manne emanzipirt — sie war über ihn hinausgewachsen, hatte ihn überflügelt — sie suchte, fand und verwirklichte ihr eigenes Ideal! —

Das war die erwachende und sieghaft vorstürmende Kultur des Weibes — die ersterbende des Mannes. —

Das war der Beginn einer ganz neuen Aera. —

Der Mann — innerlich gebrochen — mühsam sich durchs Dasein schleppend — wohl träumend von Zukunftswerken, geadelt durch Ideen einer weltfernen Erhabenheit, umgaukelt von den lieblichsten Szenen eines nie geahnten, märchenhaft-reinen Glückes — aber niemals fähig, gegen die nie rastende Obergewalt seines morschen Kulturhirnes zu protestiren — ein Sklave des nie ruhenden, wahnsinnigen Spieles eines überreizten Geistes — niemals die Seele mehr in reinem Schaffen erlösend! —

Das Weib aber kühn und mit jugendlicher Verve abschüttelnd den kindlichen Wahn von dem allein selig machenden Lebensideal der Mannesliebe, mit siegesfroher Hand die Zügel des Kulturwagens ergreifend, die schlaff nur in des Mannes Hand noch ruhten und den stürmend zurückgelegten Weg mit neuen großen Gedanken wie mit einer frohen Blumensaat bestreuend! —

Er fühlte sich unglücklich — tief unglücklich! Müde und traurig zuckte es um seine Mundwinkel. Seine Augen wandten sich von dem Bilde, das ihn immer vorwurfsvoller anschaute.

Er wollte gehen. Schrak aber plötzlich wie vor einer ungewöhnlichen Erscheinung zurück.

Vor ihm stand Anita. —

Sie hatte ihn aus der Ferne bemerkt, war leise, ohne daß er es gewahr wurde, herangeschlichen und hatte ihn genau beobachtet, wie er ihr Bild betrachtete.

Sie schauten sich beide eine Weile an — und fielen sich stumm in die Arme — und hielten sich lange und lautlos umschlungen. —

„Rudi! Rudi!“ — sagte endlich Anita — „warum hast Du mir das gethan und bist vor mir geflohen und hast mich alleine gelassen, daß ich vor Sehnsucht nach Dir fast verging und nicht wußte, was ich mit meinem Leben anfangen sollte? Warum bist Du heimatlos und unstet über die Erde geirrt und hast mich indessen trauern lassen?“

„Warum? Anita! Du fragst mich zuviel!“ — entgegnete Rudi. —

„Es war mein Schicksal, das mich antrieb — es war Flucht vor mir selber — es war das letzte Aufflackern jenes weltverachtenden, sich aus der Welt heraus sehnenden Geistes, der mir immer das Leben vergällt hat!“

Er sprach das mit müder, tonloser Stimme, und jetzt erst bemerkte Anita, wie furchtbar er gealtert war.

„Die Jahre unserer Trennung haben Dich hart mitgenommen, Rudi, und böse, tiefe Runen in Deine Stirne gezeichnet“ — sagte sie. „Aber Du wirst wieder aufleben zu alter Frische — neue Schaffenskraft wirst Du verspüren! Du sollst wieder jung werden! — Ich habe schon viel über Dich erzählen hören! Sie erwarten alle Außerordentliches von Dir!“

„Damit ist es aus, Anita!“ — erwiderte er dumpf.

„Ich bin am Ende meiner Laufbahn! Die Sehnsucht nach Dir, nach meinem Kinde, nach der Heimat trieb mich her. Ich wollte Dich noch einmal sehen, um dann zu sterben!“ —

„Um alles in der Welt! Sprich nicht so düster! Du machst mir bange! Komm mit mir! Laß uns zu unserm Kinde gehen! In der friedlichen Stille unseres wiederhergestellten Glückes wird Dein Geist gesunden! Aber sprich nicht wieder solch’ finstre Worte — ich bitte Dich — raffe Dich auf! — und zerstöre mir nicht diese feierliche Stunde!“

Er schwieg.

Sie verließen den Saal und machten sich gemeinsam auf nach Anitas Wohnung. Unterwegs erzählte sie ihm, wie es ihr in den Zeiten ihrer Trennung ergangen war. Wie sie nicht lange nach seiner Flucht eines holden Mägdeleins genas, wie sie dann Zürich verließ und nach Paris übersiedelte, wie endlich ihre Gemälde von der Ausstellung gekrönt und sie eine berühmte Frau wurde!

Indessen waren sie angelangt. Ein eigenthümlicher, stiller Hauch reinsten Friedens wehte Rudi aus dem freundlichen Heim entgegen und ließ ihn ein ganz ungeahntes Glück empfinden. Welch’ warme, innige Freude erfüllte aber erst sein

Herz, als er sein Kind, sein schönes Töchterlein, in die Arme schließen konnte! Die kleine Anita war ganz das Ebenbild ihrer Mutter — ein lebhaftes, wunderschönes Kind mit prächtigem, schwarzem Haar und dunklen, strahlenden Augen. Sie faßte bald eine leidenschaftliche Liebe zu ihrem Vater — und diese rührende Anhänglichkeit seines Kindes, die treue Liebe seines Weibes, die in ungeschwächter Glut sie beseelte, die ungewohnte Stimmung eines Familienidylls in aller Andacht und Reinheit — alles dies wirkte wie bezaubernd auf Rudis von nagender Verzweiflung gequälten Geist und entlastete ihn von der drückenden Spannung, die wie eine schwüle Atmosphäre auf ihn wirkte. —

Manchmal glaubte er gar an eine Wiedergeburt seines Geistes und gedachte unter der erwärmenden Sonne der Liebe seines Weibes endlich die ersehnte, große Ruhe zu finden, die er nöthig hatte, wenn er das große Werk schaffen wollte, das ihm früher im Traume vorgeschwebt hatte: Das Zukunftslied, das ihm früher mächtig durch die Seele zitterte, das Grablied des Vergangenen, sein Ueberwindungs- und Verachtungssang des Gegenwärtigen, die stürmende, erschütternde Propheten-Fanfare des kommenden Geistes der Zukunft — die galt es, jetzt zu vollenden!

Und manchmal fluteten auch der Gedanken volle Akkorde in wildem Strome an seinem inneren Ohre vorbei, tanzten in nebelhafter Schöne vor seinem geistigen Auge vorüber — aber wie ein Fluch lag es auf ihm — es ging ihm wie dem sagenhaften, alten Baumeister des Kölner Domes, ehe er sich dem Teufel ergeben — in verschwommenen Umrissen erschienen ihm Plan und Grundriß des mächtigen Werkes, das er zu schaffen gedachte zu Gottes Ehre, im Traume — aber niemals konnte er sie greifen, nie im Wachen Leben und Wirklichkeit verleihen!

Bald fühlte er immer deutlicher, daß seine Schaffenskraft versiegt, sein Geist für immer gelähmt sei. —

Eine furchtbare Niedergeschlagenheit faßte ihn und drückte ihn nieder. — Oft, wenn er stundenlang am Schreibtische gesessen und außer einigen verworrenen Paradoxen nichts zu

Tage gefördert hatte, ging er hinunter in Anitas Atelier, und stille, heimliche Wehmut überkam ihn dann, wenn er sah, mit welcher unerschöpflichen Frische, aus welcher ungetrübten, unzerstörlichen Harmonie heraus sie unter ihrem Pinsel ein vollendetes Kunstwerk nach dem anderen entstehen ließ!

Und das machte ihm das Leben noch unerträglicher! Er wurde immer einsilbiger, zurückhaltender und verbrachte oft Stunden in fruchtlosem, dumpfen Hinbrüten.

Vergebens hoffte er, es werde plötzlich wieder einmal eine Stunde der Weihe sich über ihn senken und den Bann lösen, der seinen Geist gefangen hielt — aber die Begeisterung kam nicht und unter qualvoller, zehrender innerer Selbstquälerei verstrich ihm die Zeit.

Anita that alles, ihn zu zerstreuen; sie entwickelte in erstaunlichstem Maße jenes wundersame Talent der Frau, dem geliebten Mann die Pein der Sorgen zu erleichtern und sein trübes Herze zu erheitern. Aber wie sie seines zerrütteten Geistes immer deutlicher inne ward, wie sie immer klarer bemerkte, daß er nichts als eine wandelnde Ruine sei, daß er immer mehr, immer schneller dem gänzlichen Verfall entgegeneilte, konnte sie sich eines gewissen Mitleides nicht erwehren, und als er diese zarte, vorsichtige Nüance des Mitleids in ihrem Tone herausmerkte, ward er noch mehr gegen sich selber erbittert und verlor den letzten geringen Halt, der ihm noch geblieben — Anitas Glauben an ihn und seine Größe!

Früher gelang es ihr doch noch manchmal, ihn aus seiner Lethargie aufzurütteln, daß er wieder einmal auf der alten Höhe seiner selbst sich zeigte und sie durch seine wilde, glutvolle Phantasie, durch die prachtvolle und überraschende Gruppirung seiner Gedanken hinriß, so daß sie mit begeistertem Blicke zu ihm aufschaute und in ihm ihren Herrn und Meister erblickte.

Aber das war nun auch vorbei.

Er versank immer mehr in Bitterkeit und eigensinniges Grübeln.

„Du hast früher so wild für Nietzsche geschwärmt“ — sagte sie eines Tages zu ihm, als er wieder matt und traurig sich zu ihr ins Atelier gesetzt hatte — „Nietzsche allein konnte

Dich früher aus der hoffnungslosesten Stimmung herausreißen. Lies wieder Nietzsche! Das wird Dich wieder Dich selber finden lassen!"

„Nietzsche?" — entgegnete er — „selber Décadent! Auch so eine Treibhauspflanze der modernen Kultur! Eine Art von Racemenschen, die selten nur und in einzelnen Exemplaren unter ungewöhnlichen Bedingungen auftreten. Aber seine Philosophie? Auch nur für uns wenige große Kerle, und auch für die nur — zur Erbauung in stillen, weltfernen Stunden. Aber seine herrliche Sprache: O der wundervolle Faltenwurf dieser göttlichen Sprache, die die imposante Kolossalfigur seiner Philosophie so streng und doch so lieblich umfließt — o hätte ich seine Sprache! Seine Philosophie kann mir nicht helfen!"

Er schwieg und starrte gleichgültig in die Ferne.

„So kann die Musik Dich vielleicht heilen?" — begann wieder Anita. — Auf! komm mit mir nach Bayreuth!"

„Bayreuth!?" — erwiderte er gedehnt — „nein, Anita, ich gehe nicht nach Bayreuth! Ich kann es nicht mit ansehen, wie die Musik unseres größten Musikanten von der gebildeten Geistes- und Geld-Décadence Mittel-Europas als zeitgemäßer und höchst moderner Verdauungssport betrieben wird! Was ist Wagner noch? — Ein Beitrag zur Physiologie der Verdauung!"

„Das ist einfach gräßlich mit Dir, Rudi" — sagte Anita verzweifelt — „nichts hält vor Dir stand! Alles zerpflückst Du mir mit grausamer Hand! So setze Dich doch und schreibe Dein Werk zu Ende!"

„Siehst Du, meine liebe Anita — was Du mir da rätst, das ist ganz überflüssiger Luxus! Dichten? — Nein! — Was sollen wir Poeten eigentlich noch? Wer liest uns noch? — Nein! — Die Sprache hat ihre Ausdrucksmittel längst erschöpft. Die großen Musikkerle haben uns einfache Litteraten todt gemacht. Was ist der ganze Ibsen gegen eine Symphonie von Beethoven oder eine Sonate von Liszt? — Vielleicht, daß in Zukunft die großen Geister erscheinen, die, zugleich Dichter und Philosophen, Musiker und Mathematiker, jene

imposante Zukunftskunst schaffen, von der wir nur träumen und ahnen können, jene einheitlich zusammenklingende mächtige Kunst, die die unendliche Schönheit einer analytischen Formel ebenso zu begreifen weiß wie die vollendete Harmonie des Gesanges der Sphären. Allein wir Modernen sind nicht berufen, diese Kunst zu schaffen!“

Anita schwieg. Nur ein leiser Seufzer entstieg ihrer Brust.

Immer drückender und qualvoller ward ihr selber Rudis Geisteszustand, seine zunehmende Verbitterung, seine herbe, abweisende Gleichgültigkeit gegen alles. Auch empfand sie selber immer klarer, wie lähmend sein Zustand auf sie selber wirkte und ihr bald alle Schaffensfreudigkeit raubte.

Sie geriet in eine qualvolle Spannung, die noch dadurch gesteigert wurde, daß sie alle ihre Kraft zusammen nehmen mußte, um sich ihm gegenüber zu beherrschen und nicht durch ein rasches, leidenschaftliches Wort die Krise zu beschleunigen.

Aber die furchtbare Enttäuschung, die Rudi ihr bereitet hatte, lastete doch schwer auf ihrem Geiste und machte sie ganz unfähig zum Schaffen!

Als er vor ihr geflohen war hinaus in die weite Welt, war sie ihm in Gedanken gefolgt und immer bei ihm gewesen. Ihr ganzes Sehnen, ihr ganzes Fühlen und Denken galt nur ihm, dem geliebten, geistesmächtigen Rudi. Sie ahnte es sicher, ihr Herz sagte es ihr, daß sie ihn wiedersehen werde. Und als sie nun Triumphe über Triumphe feierte und allmählich einen berühmten Namen erwarb, da war es immer nur der Gedanke an ihn, der ihren Geist beflügelte und sie immer wieder Neues, Vollendeteres schaffen ließ. Aber so recht fühlte sie sich nicht befriedigt. Doch wenn er erst wiederkehrte, der freie, glänzende Geist, der sie verstand bis in die geheimsten Geheimnisse ihrer Kunst, der geniale Künstler und Denker mit seinem inneren Tiefsinn, ja — wenn er erst wieder heimkehrte, gewachsen noch an weltsichtiger Klarheit und Dichterweisheit auf einsamer Pilgerfahrt über diese Erde — ausgerüstet mit neuen, mächtigen Motiven, mit neuen Offen-

barungen — ja, dann sollte das eigentliche Schaffen erst beginnen — dann wollte sie den Leuten erst mal zeigen, was sie in ihrer Kunst vermochte!

Und nun war er wiedergekehrt — ein Todter, oder doch ein Sterbender — ein wirrer Trümmerhaufen die Burg seines Geistes, in dessen nächtlichem Grauen nur noch die Uhus und Spottvögel die einstige Herrlichkeit mit dumpfem Hohn commentirten!

O — das war furchtbar! —

Wenn sie daran dachte, was er früher gewesen war! Wenn sie sich ihn vorstellte, so wie sie ihn gemalt hatte — da er noch als ein lachender Gott über diese Erde schritt und die Dämonen des Zweifels mit frohem Muthe von sich schüttelte — da sie noch in traumseliger Weltverlassenheit schwelgten in Kunst und Liebe — da sie ihr Sansara lebten — ach, dann wollte es ihr schier das Herz abdrücken!

Und manche heiße Thräne weinte sie still in einsamer Kammer um den verlorenen Geliebten — um das verlorene Leben — manche heiße, wehmuthvolle, wilde, Thräne. — —

Rudi machte sich keine Illusionen mehr. Er kam zu der Ueberzeugung, daß es am besten sei, sein Leben zu beenden. Es war ihm unerträglich geworden. Und dann fühlte er, wie sehr er Anitas Dasein belastete — wie er die heitere Harmonie ihres Geistes störte und aufrührte — er mußte sie befreien, wollte er sie nicht tiefer und tiefer in die eigene Zerrüttung hineinziehen!

Und seltsam — seit dem Tage, an dem er beschloß, dem Dasein Valet zu sagen — kehrte eine gewisse gelassene Ruhe und Befriedigung in sein Herz. Seine ganze Daseinsfrage war ja nun so einfach gelöst — nur kurze Zeit noch, und alle die wilden, nagenden Seelenqualen, die seinen müden Geist zur Verzweiflung peinigten, sanken mit dem vernichteten Leben hinab in Asche und Staub der Vergessenheit.

Als er einst gerade zufällig bemerkt hatte, wie Anita wieder stille, heimliche Thränen weinte, kam der Entschluß in ihm zur Reife.

Er ging auf sein Zimmer und schrieb an seinen Lehrer und Meister den letzten Brief.

„Mein großer Lehrer und theurer Meister!

Ich habe mich heute für eine tödtliche Dosis Morphium entschieden. Neben mir steht das entscheidende Fläschchen. Nur noch diese Zeilen an Dich, mein Meister! —

Kannst Du mir verzeihen, daß ich mir selbst untreu ward, zu solch' einem schmählichen Ende gelangen mußte?

Kannst Du mir verzeihen, daß ich alle die stolzen Hoffnungen, die Du auf mich setztest, nicht erfüllte — daß ich nicht die Kraft in mir fand, mich zu Deiner stillen, ragenden, weltbeherrschenden Geisteshöhe empor zu arbeiten? —

Aber Du verstehst mich! —

Es ist hier alles auf Erden nothwendige Entwicklung! —

Es mußte so kommen! —

Siehst Du — was sollte ich noch auf dieser Welt? Habe ich nicht alles gekostet, was sie an Edlem und Erhabenem zu bieten hat? — Und habe ich nicht mit den größten Zeitgenossen die tiefsten Tiefen moderner Philosophie durchdacht? Nicht alles empfunden und durchsonnen, was nur ein Mensch empfinden und durchsinnen kann?

Also: machen wir ein Ende!

Ohne sentimental zu werden — scheide ich von dieser Erde. Noch einmal schaue ich Dir, mein großer Meister, in die tiefen, gedankenvollen Eleatenaugen! Noch einen Gruß sende ich Dir, ehe das jähe Nichts für ewig uns trennt; und nun Lebewohl!"

Rudi versiegelte den Brief und gab ihn zur Besorgung. Dann ging er hinab zu ihr — um sie noch einmal zu sehen die Gefährtin seines besten, reichsten Lebens und ihr im Stillen Lebewohl zu sagen — um sein Kind noch einmal heimlich zu umarmen.

Er fand Anita in eigenthümlich entschlossener Haltung nachdenklich im Atelier sitzen. Sie sah ihn mit großen, schmerzerfüllten Augen an, und es war ihm, als wüßte sie um sein Vorhaben, als lese sie ihm sein Geheimnis aus den Zügen.

Eine Zeitlang sprachen sie kein Wort. Eine dumpfe, fast feindliche Spannung ging von ihnen aus und lagerte sich zwischen sie.

„Du weißt, was ich will!" — stieß Rudi endlich rauh hervor.

„Du willst Dich töten!" — sagte sie gelassen, indem sie mit übermenschlicher Gewalt ihr Herz zur Ruhe zwang, während der Schmerz sie innerlich durchwühlte. —

„Stimmt auffallend!" — erwiderte Rudi, den ihr scheinbarer Gleichmuth reizte, mit furchtbarer Ironie, die ihr wie ein Messer ins Herz schnitt. — „Die Sache ist entschieden und ich mache Dir mein Kompliment in Bezug auf Gedankenlesen. Es handelt sich nur noch um die Art, um den modus sozusagen des exitus! Was räthst Du mir? Strick? — Aufhängen? — Ist zu plebejisch! — Freilich sehr praktisch und ökonomisch, sich die Schlinge um den hierzu offenbar von vornherein prädestinirten Hals zu werfen und dann mit einem munteren Hopps! ins große Nichts zu springen. Dabei tritt der Tod nämlich augenblicklich ein — mußt Du wissen — weil im verlängerten Mark der Lebensknoten verletzt wird! — Ein spitzbübisch-raffinirter Einfall, was? — Ja — wäre immerhin in Betracht zu ziehen! —

Weiter! — Sich ertränken? — Pfui! Das thun junge Gouvernanten, wenn sie in gewissen Stadien sich befinden. —

Sich erschießen? — Dagegen habe ich immer eine Antipathie gehabt, seitdem ich einmal einen durch einen Schuß gesprengten Schädel gesehen habe. Immer schade um so manches wackere Schädelpräparat! — Eigentlich lächerlich diese Antipathie, was? — Denn was habe ich davon, wenn mein skelettirter, wohl präparirter Menschenschädel auf dem Schreibtisch eines jungen Schülers Aeskulaps thront oder gar in medizinischer Zärtlichkeit gestreichelt und geliebkost wird? — Na, also weiter! — Bleibt immer noch Vergiften! Hm — was nehmen wir da? — Natürlich nur, was zeitgemäß ist — also Morphium! — Sehr schön! Nehmen wir eine ordentliche Dosis dieses göttlichen Mohnsafts!"

Anita wußte nicht, was sie angesichts dieses ungeheuer-

lichen Cynismus vor dem Tode sagen sollte. Dieser verzweifelt-salope Monolog über die Todesart machte sie grauen. Wie von Sinnen ging sie im Zimmer hin und her, unfähig, ihrer Bewegung Herr zu werden.

Endlich trat sie auf ihn zu.

„Warum mußte es soweit kommen mit Dir" — sagte sie langsam, feierlich, indem die Erregung durch ihre Stimme hindurchzitterte. — „Warum mußtest Du Dein Genie vergeuden und schänden und achtlos in den Staub ziehen? — Warum mußtest Du Dein Leben schmieden an meines und mich von der Höhe, zu der ich mit Dir emporgeklommen im reinsten Daseinsdrange, hinabreißen in den klaffenden Abgrund Deiner empörenden Geisteszerrüttung? — O, sage mir! Warum das? — warum. — — —

Rudi antwortete nicht.

Er lächelte nur. — Ein furchtbares Lächeln. — Sein Gesicht bekam plötzlich einen dämonischen, stechend kalten Zug. Tiefe Falten furchten die Stirn und zogen die Brauen zu steilen Bögen in die Höhe. Die Nasenflügel blähten sich und zogen die feine Nasenspitze und den scharfen Nasenrücken nach abwärts. Der Mund schloß sich fest und energisch.

Das teuflisch-verächtliche und zugleich so empörend-blasirte Grinsen des Mephisto entstellte sein Gesicht. —

Solange hatte Anita sich beherrscht. Jetzt vermochte sie es nicht mehr. Sie sprang auf, stürzte auf den Tisch zu, ergriff den blanken Dolch, der ihr entgegenglänzte — den Dolch, der ihrer Mutter den Tod gegeben — und stieß ihm den gezückten, blanken Dolch in die Brust. —

Er sank lautlos zusammen.

Anita aber hatte im Nu ihre Klarheit wieder gewonnen — sie fing ihn im Falle auf — und trug ihn behutsam auf das danebenstehende Ruhebett und legte ihn sachte nieder.

Ein tiefer — schwerer Seufzer löste sich langsam aus ihrer Brust.

„O, Rudi! Was habe ich gethan!" sagte sie, indem die Thränen ihr aus den Augen stürzten — „Was habe ich gethan!"

„Ich danke Dir, Anita! — hauchte er leise — Du hast recht gethan! Du hast mich davor bewahrt, mir selber den Tod zu geben — ich danke Dir!“

Sie schluchzte lauter, wilder und benetzte sein Antlitz mit ihren heißen Thränen.

„Anita!“ — begann er wieder — „kannst Du mir verzeihen?“ —

„Ich Dir verzeihen?“ — sagte sie, wie von Schmerz überwältigt und küßte ihm wild die bleichen Lippen — ach, könnte ich Dein fliehendes Leben aufhalten — mein eigenes würde ich froh dahingeben!“

„Laß es gut sein, Anita! Der Tod bringt mir und Dir Erlösung. Und haben wir uns nicht geliebt, wie nur zwei Sterbliche von unserer Art es konnten? — Du hattest ein Recht auf mich — Du allein durftest mich töten! — Anita! Du warst mir viel in meinem Leben, — mehr als alle anderen Menschenwesen! Laß drum in dieser Scheidestunde unsre Seelen sich zum letzten Mal vermählen! Laß mich in Dein klares Auge schauen und Deinen letzten Kuß meine Lippen schließen, solange noch Empfindung der Seele Gegenwart verkündet!“

Und sie kniete vor ihm nieder und umhalste ihn und ihre Augen tauchten tief ineinander und ein langer, inniger, stummer Kuß verband ihre Lippen und ihre Seelen, dem Irdischen weit entrückt, schwebten in seliger Eintracht und überirdischer Schöne in jenen Sphären, wohin zu dringen nur den Edelsten beschieden.

Ein heiliges Stillschweigen ruhte andachtsvoll über diesen beiden Menschenkindern und ließ sie erschauern in den Wonnen des Unsterblichkeitsgedankens, der mit urplötzlicher Erleuchtung in ihre verirrten Herzen getroffen und sie den Todesschmerz nicht fühlen ließ.

Endlich löste sich ihre Umarmung. —

Anita weinte leise.

„Laß mir einen Priester holen, Anita!“ sagte er.

„Wie? einen Priester? — Du einen Priester?“ fragte sie verwundert.

„Ja! Einen Priester!“ — erwiderte er ruhig. — „Ich bin immer ein großer Abtrünniger gewesen, aber ich habe stets die Mysterien der Religion geliebt und verehrt. Unter dem weisheitsvollen, geheimnistiefen Stammeln eines alten Priesters laß mich sterben!“

Anita wandte sich zur Thüre.

„Und laß mich auch mein Kind noch einmal sehen!“ rief er ihr leise nach.

Nach einer Weile kehrte sie wieder, die kleine Anita an der Hand führend. Wie die den Vater blaß und bleich auf dem Ruhebette liegen sah, überkam sie eine Ahnung dessen, was bevorstand — sie ergriff seine weiße Hand und küßte sie und benetzte sie mit Thränen. Er streichelte ihr mit zitternder Hand das weiche Haar und drückte sie an sich, während Anita zu seinen Häupten stand und mit schmerzumflortem Blicke zusah, wie er von seinem Kinde Abschied nahm.

Bald fühlte Rudi, wie die Kräfte ihn verließen — wie das Leben langsam erlosch — wie die Füße und Hände erkalteten — wie ein eisiger Strom allmählich von unten heraufkam und immer näher dem Herzen rückte. Ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn — ein matter Frost schüttelte ihn leise, so daß die Zähne nur kam hörbar an einander schlugen — ab und zu flimmerte es ihm wie ein Schwindel vor den Augen.

Da trat der Priester herein — ein ehrwürdiger Greis im Silberhaar. Langsam schritt er auf das Bett zu und setzte sich zu dem Sterbenden, und dem ward nun ganz eigenartig zu Muthe, als die deutungsvollen Formeln des alten Priesters an sein Ohr drangen — so unsäglich-still und klar, so wunderbar-beseligend, als ob er in einem Thale himmlischen Friedens weilte, allem Irdischen enthoben. —

Er schlief beinahe. — Sein Bewußtsein begann zu dämmern — wie einzelne, leichte Federwölkchen, hingehaucht über die tiefe Bläue eines Hochsommerhimmels, huschten nur blasse Gedankenschimmer über den Grund seiner Psyche — er fühlte es nur ganz dumpf, daß die Auflösung unmittelbar bevorstehe — ja, das eigenartige, wie aus fernen Welten an

sein Ohr klingende Sausen, das ihm plötzlich den ganzen Kopf einnahm, sagte es ihm ganz gewiß: das war die Ewigkeit, die an sein Ohr dröhnte. Er erschien ihm garnicht furchtbar, der Tod — als der mächtigere Bruder des Schlafes, der für immer die müden Glieder löst, indem er seine Zauberarme um dich ausbreitet.

Noch träumte seine Seele abgerissene, sterbensblasse Gedankenspuren, ängstlich und unsicher über die haarscharfe Markscheide zwischen Tod und Leben flackernd — noch spürte er selber des Lebens matten Strom im Körper kreisen — da — plötzlich — ward die Thüre aufgerissen — herein stürzt ein Freund Rudis — ein junger Musiker.

„Stille! Stille!“ — sagt zu ihm leise Anita — „er stirbt!“

„Wie? er stirbt!?“ — erwidert der Jüngling erschrocken und kann sich nicht fassen.

„O, teurer Freund!“ — kommt es dann wehmüthig von seinen Lippen — „so nimm Du wenigstens meinen letzten Gedanken mit hinüber — meinen letzten Freundesgruß!“ —

Schweigend tritt er ans Klavier und beginnt zu spielen. —

Leise wie der zauberhafte Tanz eines im Sternenlichte wogenden, wallenden Feenreigens — tiefsinnig wie die werbendkosende Zwiesprache des Mondstrahls mit der keuschen Blume der Nacht — so quellen seine Töne! —

Das ist das Sterben!

Das ist die Seele, die sich langsam — schmerzlich loslöst von dem staubgeborenen, lieben Zwillingsbruder, dem Leibe — um ins Jenseits sacht hinüberzuschleichen! —

Doch wuchtig plötzlich und mit elementarer Wildheit rauscht der Töne jäher Strom daher — und sprengt, machtvoll anschwellend, des Raumes enge Fesseln — und flutet hinaus — empor — in ferne Welten! —

Das ist der Tod! —

Das ist die Seele, die in flammenreiner Aetherschönheit ins All emporsteigt — ins All sich auflöst! — —

Rudi horchte! —

Ein Hauch stillsten Friedens verklärte sein Antlitz. Er lächelte matt. Denn während die Töne mit Zaubergewalt seinen sterbenden Geist zurückbannten — erstand es vor ihm in lichter Klarheit, vom reinen Frühlingssonnenglanze umflossen — die große Zukunftsdichtung — sein nur geahntes, nie vollbrachtes Zukunftslied! —

Noch einmal schlägt er die Augen auf, trunken von überirdischem Labsal — und nickt seinem Weibe noch einmal matt und schwach — und dann sinken sie wieder zu, die Schleier der Seele, die zarten Brauen.

Und Anita küßt ihm leise die Augen, den Mund — sie ist feierlich-stille und ihre Augen strahlen wieder vom Abglanz der Ewigkeit, die seine ersterbenden Augen verzückte. —

Dann ein kurzes Zucken. —

„Ha! Das ist der Tod! — so blitzt es wild in ihr auf — und sanft legt sie ihre Arme unter sein Haupt — und hebt es empor — und starrt im bangen, athemlosen Schmerze auf das todesbleiche Antlitz — aber schlaff sinkt sein Haupt nach vorn, auf die Brust — und ganz stille — ohne Krampf — ohne Schmerz starb er hinüber. —

Ende.

Druck von J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.